
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495335 1

Sämmtliche

Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

B

31. Bändchen.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Kleine Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Dritter Theil.

---

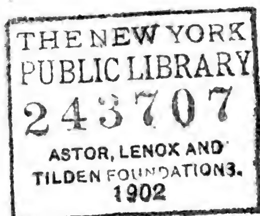
1. Das gefährliche Spiel.
2. Die Frühverlobten.
3. Der Badeaufenthalt.

Wien, 1829.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.

Leipzig,

in Commission bey August Liebeskind.



Das gefährliche Spiel.

Das gefährliche Spiel.

Still und traulich saß der kleine Familienzirkel im Sternhelmschen Hause um den Theetisch beysammen, und das Gespräch drehte sich, wie meistens geschah, um die nahe Zurückkunft des lang entbehrten Freundes, der man jetzt nächstens entgegen sah, als die Thüre sich öffnete, und ein Bedienter dem Vater Sternhelm einen Brief überreichte, den so eben eine Staffette gebracht hatte.

Von unserm Schwarz! rief dieser, mit einem Tone, der halb Freude, halb Schrecken verrieth.

Von Miltenberg's Begleiter? schrie Lucie, Sternhelms Tochter, sprang auf, und guckte über die Schulter des Vaters die Adresse an.

Was kann das zu bedeuten haben? versetzte ihr älterer Bruder: Eine Nachricht durch eine Staffette? Gott gebe, daß es kein Unglück ist!

talie, die jüngst angekommene Cousine, und schlug das große Auge wie bethend zum Himmel. Sie hatte zwar den jungen Miltenberg nie gesehen; aber sie hatte von seinen Jugendgespielen, von ihrem Oheim, und von Miltenbergs Ältern genug über den Abwesenden gehört, um zu wissen, wie lieb und theuer er allen war. Aller Augen waren nun auf des Vaters Gesicht gerichtet, der langsam seine Brille hervorzog, den Brief bedächtig entfaltete, und gleich, als verspräche er sich nicht viel Gutes, die Lesung des verhängnißvollen Blattes zu verzögern schien.

Der Brief war folgenden Inhalts:

Schwarz und sein Zögling, der junge Miltenberg, waren zwey Tagereisen von der Hauptstadt in eine Gegend gekommen, wo eben die gesprengte Eisdecke eines großen Stromes die Brücken weggerissen, die Überfahrt unmöglich gemacht, und beyde Ufer überschwemmt hatte. Die Dörfer standen unter Wasser, die Bewohner hatten sich geflüchtet; nur in einigen Häusern waren Greise, Weiber und Kinder zurück geblieben, die sich nicht mehr hatten retten können, und diese zitterten nun, von aller Hülfe abgeschnitten, vor dem Tode des Hungers oder der Fluthen.

Der junge Miltenberg sah diese Verheerung;

man zeigte ihm von Weitem die Häuser, wo die Unglücklichen an den Fenstern der obersten Geschosse vergeblich ihre Hände nach Rettung ausstreckten. Er both eine ansehnliche Summe, wenn es jemand wagen wollte, den Verlassenen Hülfe zu bringen. Es fand sich niemand. — Da tönte aus der nächsten Hütte, gegen die der Fluß eben mächtige Eisschollen heran wälzte, das Jammergeschrey der Unglücklichen herüber. Sein Herz war zerrissen, er fühlte die rasche Jugendkraft in den Gliedern, begehrte mit lauter Stimme einen Kahn, und ließ sich durch keine Ermahnungen der Umstehenden und seines Begleiters mehr von seinem Entschlusse abbringen. Sein Geld, und das Beyspiel seines Muthes verschafften ihm einen Gefährten. Ein Jägerbursche aus dem nahen Schlosse, zu dem die verunglückten Ortschaften gehörten, sprang ihm nach in das Schiff; sie zwangen den Kahn muthvoll und geschickt durch die Eisschollen, gelangten an das erste Haus, und die Bewohner wurden alle glücklich an's Ufer gebracht. Ermuthigt durch diesen Erfolg, ließ Miltenberg den Kahn zum zweyten Mahle vom Ufer stossen; zum zweyten Mahle kamen sie ohne widrigen Zufall bis an die fernere Hütte, und eben so wieder mit ihren Geretteten zurück. Aber nicht weit mehr vom Ufer schoss-

plötzlich ungeheure Eisblöcke daher. Miltenberg und der Förster waren nicht im Stande, mit Anstrengung aller ihrer Kräfte das Schiffchen zu wenden; ein Eisblock stürzte es um, und alle, die darin waren, verschwanden unter den Wellen. Alles drängte sich zur Rettung herbey. Der Jägerbursche, der schwimmen konnte, war der erste heraus, auch die Weiber und Kinder waren bald an's Ufer gebracht; nur Miltenberg, den das Wasser unter eine Eisscholle gerissen hatte, wurde erst nach einigen Minuten ohne Lebenszeichen aus dem Wasser gezogen.

Es dauerte lange Zeit, ehe man ihn wieder in's Leben zurück rufen konnte, und obwohl er sich jetzt auf dem Schlosse des Grafen von Vollnau, dem die überschwemmten Dörfer gehörten, in der sorgfältigsten Pflege befände, schrieb Herr Schwarz, und gar keine Gefahr vorhanden wäre, so sey doch vor zehen bis vierzehn Tagen an keine Fortsetzung der Reise zu denken, und er habe diesen Brief durch eine Staffete an Sternhelm geschickt, um die Ältern seines Zöglings auf die beste Art mit dem Vorfalle bekannt zu machen, und jedem falschen Gerüchte zuvor zu kommen.

Sternhelm hatte geendet, Alles hohlte tief

Athem, und ein leises, Gottlob! entschlüpfte einigen Lippen.

Braver Junge! sagte Sternhelm: Laßt sogleich anspannen! Ich muß noch heute zum General hin, und ihm erzählen, was er für einen trefflichen Sohn hat.

Ach, Ferdinand war immer so gut, so liebreich! versetzte Lucie: Und hübsch ist er, Cousine... so hübsch! — Nun, du wirst mir Recht geben, wenn du ihn siehst.

Nataliens Auge glänzte. Gott lohne ihm seinen Edelmuth! sagte sie: Ich freue mich ihn kennen zu lernen.

Es wurde noch viel von dem Abwesenden gesprochen. Jeder wußte etwas Schönes oder doch etwas Bedeutendes von ihm zu erzählen, und Natalie erfuhr so viele Züge, daß sie ihn bereits ganz zu kennen glaubte, ehe sie ihn noch jemahls erblickt hatte.

Am öftesten und am liebsten sprach Lucie von ihm. Natalie wußte längst durch sie, daß er mit ihr und ihren Brüdern aufgewachsen war, daß sein Vater und der ihrige Jugendfreunde gewesen, daß Ferdinand zuerst zum Kriegsdienste bestimmt war, und nun später, als der unvermuthete Tod eines Bruders seiner Mutter ihn zum

Erben eines großen Vermögens und schöner Landgüter gemacht hatte, die Generalinn es endlich von ihrem Manne erhalten habe, daß der einzige Sohn nicht die gefährliche Laufbahn seines Vaters betreten, sondern sich der Verwaltung seiner Güter widmen durfte. In dieser Absicht wurde seine Erziehung eingerichtet, und am Schlusse derselben machte er mit seinem Mentor eine große Reise durch Deutschland, Frankreich, England und die Schweiz, um seinen Geist zu bilden, und Kenntnisse für seinen künftigen Beruf zu sammeln. Von dieser Reise nun war es, daß man ihn nach beynahe drey Jahren zurück erwartete.

Die jungen Leute saßen noch beysammen und plauderten, als der Vater wieder kam, und mit der Erzählung von der Freude und der Angst, die seine Neuigkeit bey Ferdinands Ältern hervor gebracht hatte, dem Gespräche neues Leben gab. Von ihm hörten sie aber auch, daß die Generalinn sich nicht beruhigen lassen wollte, und daß sie entschlossen sey, trotz des bösen Wetters und der schlechten Wege, morgen mit dem frühesten abzureisen, um ihren Sohn selbst zu sehen und seiner zu pflegen.

Sie hat Recht, dachte Natalie. Für einen solchen Sohn kann eine Mutter nicht zu viel thun!

Und ihr Geist mahlte die Scene mit Lust und Liebe aus.

Zehn Tage vergingen, still und einförmig, wie die frühern; nur die Erwartung und der letzte Brief hatten eine frohe Spannung in die Gemüther gebracht, und jedes sah nach seiner Weise dem Tage der Ankunft mit verschiedenen Empfindungen entgegen, als eines Nachmittags, wo eben die Sternhelm'sche Familie beym General gespeiset hatte, und alle nach Tische beysammen saßen, ein Wagen hielt, und gleich darauf die Generalinn, ihren Sohn an der Hand, in's Zimmer trat.

Alles eilte auf die Ankommenden zu. Vater und Sohn lagen sich sprachlos in den Armen. Sternhelm, seine Söhne und Lucie drängten sich hinzu, den lieben Zurückgekehrten zu begrüßen. Eines entriß ihn den andern; jedes wollte ihn zuerst umarmen. Ferdinand wurde von einer Freundesbrust entlassen, um an die andere zu sinken, und niemand bemerkte, daß noch eine Person im Zimmer war, die an dieser Scene stürmischer Freude keinen Antheil nehmen konnte. Natalie stand allein am Fenster. Die Gestalt des Jünglings, alles, was sie von ihm gehört hatte, seine letzte That, selbst die Blässe seiner Wangen, deren Ursache sie wohl kannte, alles drängte in diesem Augenblicke

auf sie ein, und hielt sie wie eingewurzelt an ihrer Stelle.

Sternheim war der erste, der sich ihrer erinnerte. Er trat auf sie zu, führte sie zu dem frohen Kreise, und stellte ihr den jungen Miltenberg vor. Miltenberg blickte auf, Natalie verneigte sich in diesem Augenblick, und Miltenberg vergaß in der ersten Secunde, ihren Gruß zu erwiedern. Desto tiefer und ehrerbiethiger war in der folgenden seine Verbeugung; es war ihm, als müsse er sich vor einer Königinn neigen.

Die Spannung des ersten Augenblicks war vorüber; man war ruhiger geworden, und setzte sich um den Tisch in freundlicher Nähe zusammen.

Das Gespräch ward bald sehr lebhaft. Ferdinand und Schwarz hatten so viel zu erzählen, die Zurückgebliebenen so viel zu fragen, alle so viel zu bemerken. Unter andern sahen Miltenbergs ältere Freunde, und vor allen Lucie, daß die Reise ungemein vortheilhaft auf sein Äußeres gewirkt hatte. Seine schlanke Gestalt war stärker, seine feinen Züge männlich geworden, seine etwas heftigen Bewegungen hatten sich in eine angenehme Lebhaftigkeit verändert, und ein edler Anstand, eine gewisse Sicherheit des Benehmens machten oft ver-

gessen, daß man einen Jüngling von kaum vier und zwanzig Jahren vor sich hatte.

Hingegen bemerkte Miltenberg seinerseits wieder, daß Lucie, die er beynahe noch als ein Kind verlassen hatte, ein blühendes Mädchen geworden war, dem Frohsinn und Güte von den rothen Wangen und den großen hellblauen Augen leuchteten; er mußte gestehen, daß sie recht hübsch, ja eigentlich im Gesichte regelmäßiger gebildet war, als ihre Cousine, daß aber der königliche Wuchs dieser Cousine, ihre stolzen Züge, gemildert durch eine himmlische Sanftmuth in dem Lächeln des Mundes und dem sinnigen, beynahe schwermüthigen Blick der großen dunkeln Augen, die frischblühende Schönheit der kleinen vollen Lucie ganz übersehen machten. Er merkte auch in den wenigen Worten, die sie zuweilen einmischte, einen Geist, und eine Bildung dieses Geistes, die ihm eine höchst anziehende Bekanntschaft in diesem neuen Mitgliede des häuslichen Kreises verhieß.

So schied am Abend die Gesellschaft aus einander, und noch eine Weile hallten die kleinen Ereignisse dieses Tages in den Herzen der Einzelnen nach.

Es begann nun ein schöneres, regeres Leben durch Ferdinands Gegenwart in dem kleinen Krei-

se. Täglich war er unter ihnen, und jeder fühlte auf seine Art sich von seinem Geiste angesprochen, geweckt und gehalten. Er hatte auf seinen Reisen, in dem Umgange mit der großen Welt manches gesehen und geübt, was seinen Freunden in der Beschränktheit ihres stillen Lebens ganz unbekannt geblieben war, oder wozu sich kein Talent in ihnen fand. Ihm waren diese Unterhaltungen Bedürfniß geworden, und er suchte bald, sie einzuführen. Aber da war niemand, der ihn verstand oder unterstützte, als Natalie. Seine Aufmunterungen spornten sie an, ihre Fertigkeit in der Musik wieder fleißig zu üben, und was sie nie geübt oder gekannt hatte, bedurfte nur einer Anleitung, um sich leicht und fröhlich aus ihrem Geiste zu entwickeln.

Sie sangen, sie spielten, sie lasen, sie declamirten mit einander, und die übrigen ergetzten sich an den neuen Genüssen, Lucie ausgenommen, die schon eine Weile mit Unlust den sichtbaren Vorzug sah, den Miltenberg der neuen Bekannten vor der Jugendgespielinn gab. Auch sie strebte jetzt, sich Natalien gleich zu stellen, und versuchte manches mit rastlosem Fleiß und geringem Erfolge, was sie der Cousine ohne Anstrengung glücken sah; auch ihr Lehrer war Ferdinand, aber alles blieb dennoch, wie es gewesen war.

Indessen war Ferdinand durch diese Art von Unterhaltung und Beschäftigung dem Zirkel seiner Freunde so unentbehrlich geworden, daß ein Abend, wo er wegblieb, oder den man Wohlstands halber außerhalb des Hauses zubringen mußte, von allen für verloren und verdorben gehalten wurde. Auch wurde er sich dieser Unentbehrlichkeit bald und deutlich bewußt, und es war kein geringes Band, um ihn immer fester und inniger an die Freunde zu knüpfen, denen er so viel war.

So dauerte das angenehme Verhältniß einige Wochen fort, bis zu Anfang des Sommers Graf Vollnau mit seiner Familie auf eines seiner Güter, das nicht weit von der Hauptstadt entfernt war, kam. Er sandte sogleich einen reitenden Bothen mit einem Briefe an Ferdinand, worin er den menschenfreundlichen Retter seiner Unterthanen auf's verbindlichste einlud, sich nicht länger dem Danke einer hochverpflichteten Familie und den Empfindungen der achtungsvollsten Freundschaft zu entziehen, und einige Tage bey ihm auf seinem Schlosse zuzubringen. Ferdinanden kam diese Einladung höchst ungelegen, aber die Unmöglichkeit, sie ohne Unart abzulehnen, und das Zureden seiner Mutter vermochten ihn, bejahend zu antwor-

ten. Mit Verdruß und dem Versprechen, längstens am vierten Tage zurück zu seyn, trennte er sich von seinen Freunden. Man sah ihn ungern scheiden, Natalie vor allen, obwohl sie ruhiger als Lucie schien. Es war, als schwebte ihr ahnend vor, sie werde den Freund nicht mehr so wieder sehen, als er gegangen war. Am dritten Tage kam ein Billet von Ferdinand an seine Mutter, daß es ihm unmöglich seyn würde, sein Versprechen zu halten, und morgen zurück zu kommen; der Graf und alle Anwesenden drängen so sehr in ihn, seinen Aufenthalt zu verlängern, daß er den Tag der Überkunft nicht bestimmen könnte. Nebst dieser Nachricht enthielt der Brief eine Beschreibung seines Empfangs, wie man ihm ein Fest bereitete, wie die von ihm auf dem andern Gute vor drey Monathen geretteten Menschen ihm mit Dank und Segenswünschen entgegen gekommen wären, wie freundschaftlich der Graf, die Gräfinn, wie artig und wohlgebildet die beyden Comtessen seyen, und wie Alles sich um die Wette bestrebe, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Das alles war nun freylich in einem Tone erzählt, der zeigen sollte, wie lästig ihm dieser Prunk, dieses Feyern seiner Person und besonders die Verzögerung seiner Abreise seyen. Als aber der Brief laut gelesen

wurde, die Generalinn und Lucie voll Freuden über die Auszeichnungen waren, die Ferdinanden widerfuhren, senkte sich Nataliens Blick; sie erkannte, daß ihre Ahnung nur zu richtig, und Ferdinand auf dem Wege sey, von seiner Denkart und fremder Absicht in vielfältige Bande verschlungen zu werden.

Erst am zehnten Tage kam er wieder zurück. Alles empfing ihn mit Freuden. Auch er war herzlich vergnügt in dem Kreise seiner Lieben; aber das wurde bald merklich, daß dieser Kreis ihm nicht mehr so genügte, wie sonst. Er hatte etwas Bedeutenderes, etwas Reizenderes kennen gelernt. Seine Gespräche waren lebhaft, aber ihr Gegenstand waren die Unterhaltungen, der Ton, die Lebensart im Vollnau'schen Hause, Schilderungen der Personen, der Charaktere u. s. w. Bald machte er einen zweyten Ausflug, auf dem er noch länger ausblieb, und von dem er mit noch angefüllterem Kopf und Herzen zurück kam. Er hatte angefangen, im Vollnau'schen Schlosse dieselben Unterhaltungen einzuführen, wie zu Hause, und es war ihm noch weit besser gelungen, weil die höhere Stufe von äußerer Bildung, auf der die beyden jungen Gräfinnen standen, und der Ton, der bey allen auf dem Schlosse versammelten Gästen herrsch-

te, diese Unternehmungen erleichterte. Auch dort war er bald die Seele der Gesellschaft, und man ließ es ihn deutlich fühlen, wie wichtig er dem Hause sey.

Immer mehr und mehr wurde er allmählich an diese Menschen gekettet. Der leichte feine Ton der höheren Stände, der Anstrich von Bildung erhoben und ergetzten ihn; man wußte diese Stimmung zu benutzen. Einladung drängte Einladung; Jagden, Fußreisen, Lustparthien, Familienfeste lösten sich im bunten Wechsel ab. Bald war man auf dem Schlosse des Grafen, bald reisete die Familie, und Ferdinand wurde regelmäßig dazu gezählt, auf das Gut eines Nachbars, wo dieselben Unterhaltungen fortwährten. Ferdinand mußte alles anordnen, alles veranstalten; seine Zeit war besetzt, seine Phantasie in steter Regsamkeit, seine Seelenkräfte in angenehmer Spannung.

Er kam jetzt selten in die Stadt. Auf den stillen Landhäusern seiner Freunde, die, fern von der großen Welt, ihm nichts zu biethen hatten, als eine himmlischschöne Gegend im sanften Waldgebirg und den Umgang einfacher Menschen, war wenig Vergnügen und Reiz für ihn zu suchen; doch wenn er kam, fanden, außer Natalien, ihn alle allerliebst, noch witziger, noch unterhaltender,

noch munterer als sonst. Zwar zankten sie unaufhörlich mit ihm wegen seiner Entfernung; aber eben dieses Zanken und seine Vertheidigungen gaben seinen seltenen Erscheinungen einen eigenthümlichen Reiz. Natalie allein war stets gleich freundlich gegen ihn; von ihren Lippen kam kein Vorwurf, und nur, wenn er wieder fort war, äußerte sie gegen Lucie ihre Gesinnung. Sie fand sein Betragen mächtig verändert, sie vermißte die alte Herzlichkeit, das innige Wohlwollen, das sich sonst so unverhüllt gezeigt hatte. Ihr kam sein Witz oft beißend, oft schief vor, und es ward ihr unmöglich, an die vortheilhafte Veränderung seines Äußeren zu glauben, die Lucie jedes Mahl bemerkt haben wollte.

Wenn Natalie so mit strenger Ansicht über Miltenbergs Betragen richtete, vertheidigte ihn jene mit Heftigkeit. Sie erzählte der Cousine alles Gute und Edle, was sie seit ihrer Kindheit von Ferdinand wußte, manchen Zug von Hochherzigkeit, manchen tollen aber gutmüthigen Streich, manches Beyspiel seiner innigen Herzensgüte. Nataliens Augen wurden feucht, und ein leiser Seufzer entfloh ihren Lippen.

Der Sommer war weit vorgerückt, das alte Leben dauerte fort. Nun fiel es dem Grafen ein

der in seiner Jugend ein leidenschaftlicher Schauspieler gewesen war, in den längeren Abenden des Herbstes eine solche Art von Zeitverkürzung auf seinem Schlosse einzurichten, und selbst noch auf den Brettern zu glänzen. Es versteht sich, daß Französisch gespielt wurde. Man wählte die Meisterstücke dieser Bühne. Der alte Graf zeigte als Arsir und Sopir, was er einst in seiner Blüthe geleistet haben mußte. Miltenberg, der des Französischen zum Erstaunen seiner Zuhörer vollkommen mächtig war, erhielt ungetheilten Beyfall in den Rollen der jungen Helden, sowohl durch sein Spiel als durch seine Gestalt. Er war der Gegenstand der Gespräche in diesen Cirkeln. Alles wollte ihn kennen lernen, ihn spielen sehen, und manches weibliche Herz ging an den schönen Orosman oder Tancred verloren.

Zu Hause vernahmen seine Zurückgelassenen mit getheilten Empfindungen die Gerüchte, welche ihnen über den glänzenden Erfolg ihres Freundes und den Beyfall, den er überall erhielt, zu Ohren kamen. Die Generalinn weidete sich innig daran, der General und Sternhelm schüttelten den Kopf, Lucie schmollte, Natalie blieb still; aber ihre schöne Heiterkeit verlor sich nach und nach, sie wurde tiefsinnig, in sich gekehrt, und oft fanden sie die

übrigen in trübe Träumereyen versunken. Alle diese Bewegungen wurden noch verstärkt, als zu den Erzählungen von den Herrlichkeiten, die Ferdinand in seinen glänzenden Cirkeln genoß, sich auch noch die Nachricht gesellte, und von so vielen Seiten und mit so wahrscheinlichen Umständen verbreitet wurde, daß Ferdinand eine von den Töchtern des Grafen heirathen werde.

Natalie erblaßte, als dieß zuerst in einer Gesellschaft erzählt wurde. Lucie fuhr auf. „Das wäre abscheulich! Nein, nein! Das ist nicht möglich! Nicht wahr, Cousine? Das wird Ferdinand nicht?“ Natalie wandte den trüben Blick auf ihre Freundinn, und sagte leise: Er wird es, wenn seine Eitelkeit es will!

Man kam nach Hause; die Neuigkeit, die man an diesem Abende gehört hatte, war das Gespräch der Familie. Der alte Sternhelm glaubte es nicht, er traute Ferdinanden zu viel Stolz zu, um sich in eine Familie zu drängen, die seine Aufnahme als eine Gnade, welche sie ihm erwies, betrachten würde. Natalie sah ihren Oheim zweifelnd an. Ach, seine Eitelkeit! seufzte sie. Lucie, die es nicht dulden konnte, wenn jemand anderer, als sie, über Ferdinand schmähte, schob alle Schuld auf den Grafen, der gern einen reichen Schwieger-

sohn haben wollte, um seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen; sie behauptete, das Haus des Grafen sey der Abgrund, in welchem die Tugend und das Glück ihres Jugendgespielen untergehen werden.

Wenige Tage nach diesen Erörterungen kam plötzlich Ferdinand spät in der Nacht zurück mit allen seinen Leuten, Pferden und allem Gepäcke, so, daß man wohl sehen konnte, es sey auf lange, vielleicht auf immer. Am andern Morgen hatte er eine lange Unterredung mit seinem Vater, von welcher sie Arm in Arm, der Vater mit glänzenden Blicken, Ferdinand still und verstimmt, zurück kamen. Der Mutter und den Freunden wurde erzählt, daß der Graf mit seiner Familie auf die entlegenen Güter gegangen sey, wo die Jagden beginnen würden.

Den ersten Abend nach seiner Ankunft ging Ferdinand sogleich zu Sternhelm. Man empfing ihn freundlich, aber nicht ohne Empfindlichkeit über sein langes Außenbleiben. Vor allen schmählte Lucie ganz laut auf ihn. Natalie zog ihn bald in ein Gespräch über seinen Aufenthalt beym Grafen; er mußte ihr von der Gegend, den Anwesenden, den theatralischen Übungen erzählen. Sie schien fröhlich und unbefangen, während Lucie in den seltenen Worten, die sie mürrisch einmischte,

nichts als Stacheln in Ferdinands Seele zu werfen strebte. Ihr antwortete er mit Lachen und Possen; je heiterer aber Natalie wurde, je einsylbiger und finsterer ward er, und als sie endlich mit Wärme von den Vorzügen und der Schönheit der jungen Gräfinn sprach, die sie wohl kannte, stand er plötzlich auf, nahm seinen Hut und ging fort.

Alle sahen ihm verwundert nach, bis auf Natalien. Ein feines Lächeln schwebte auf ihren Lippen, ihr Auge blickte fröhlich, und sie war den Rest des Abends munterer als seit langer Zeit. Am andern Tage kam Miltenberg wieder. Er scherzte mit Lucien, trieb Possen mit ihren Brüdern; mit Natalien redete er nur, so viel der Wohlstand forderte. Lucie überhäufte ihn mit Vorwürfen über seine Vorliebe für die große Welt, über seinen Übermuth, mit Höheren, als er selbst war, umzugehen; er gab sich gutwillig ihrer Strafpredigt hin, und warf sich endlich mit komischer Zerknirschung vor ihr nieder, um ihre Verzeihung zu erflehen, und Besserung anzugeloben.

Diese hielt er auch treulich. Es war keine Rede mehr von einem Besuche bey Vollnau, ja, er nannte den Nahmen kaum mehr, und vermied im Gespräche, besonders mit Natalien, irgend et-

was zu erwähnen, was auf seinen Aufenthalt in jenem Hause führen konnte. Natalie bemerkte das alles mit inniger Freude; aber es lag noch etwas Räthselhaftes für sie in der ganzen Sache. Das mußte sie ergründen, sie mußte alles wissen, was den werthen Freund betraf, und keine seiner Beziehungen durfte ihr verborgen bleiben.

Sie hatte noch im Kloster, wo sie erzogen worden, eine recht innige Freundschaft mit einer jungen Gräfinn geschlossen. Diese war kurz vor Natalien von ihren Ältern nach Hause genommen, und an einen schätzbaren Mann ihres Standes vermählt worden. Auch jetzt noch dauerte die Zuneigung der Gräfinn von S** zu der Gespielinn ihrer Kindheit fort; sie sahen sich oft, und durch diese Frau, oder vielmehr ihren Gemahl, der die Achtung seiner Frau für Natalien theilte, und viel in der großen Welt lebte, ward es ihr nicht schwer, sich Aufschlüsse über die letzten Vorgänge im Wollnau'schen Hause und Miltenbergs plötzliche Abreise zu verschaffen.

Lucie hatte in ihrem Zorne den Grafen wirklich nicht unrichtig beurtheilt. Das Betragen der Familie gegen Ferdinand war Plan und Absicht auf eine vortheilhafte Heirath für die jüngere Toch-

ter gewesen. Lange hatte er keine Ahnung davon; denn eine Verbindung mit einer Frau, die sich so weit über ihn dünken würde, kam ihm auch von fern nicht in den Sinn. Er zog sich von dem Mädchen zurück, und beobachtete sich strenge, sobald er Absichten zu merken anfing. Man rückte näher, man suchte dem Verhältnisse eine Art von Öffentlichkeit zu geben, man fand es endlich nöthig, geradezu zu sprechen. Ferdinand äußerte seine Gesinnungen mit Achtung, aber Festigkeit, und erklärte zuletzt seinen Entschluß, das Haus des Grafen auf der Stelle verlassen zu wollen, um jedem ferneren Mißverständnisse und falschem Gerüchte ein Ende zu machen. Das war nicht nach dem Sinne des alten Grafen. Ein Hausfreund, der sich überhaupt bey Anzettelung des ganzen Romans hatte brauchen lassen, übernahm es, ihn zu enden. Er dachte Ferdinanden zu schrecken; er forderte Genugthuung für die beleidigte Ehre der Comtesse, entweder durch Ferdinands Hand, oder durch Pistolen. Das empörte diesen. Er nahm die Ausforderung auf der Stelle an, man ging in den nahen Wald. Seiner Sache sicher, streifte Ferdinand mit einem leichten Schuß den Arm seines erschrockenen Gegners, der auf diesen Widerstand gar nicht gefaßt war, kehrte dann ins Schloß zu-

rück, ließ anspannen und satteln, und verließ, ohne jemand von der Familie gesehen oder gesprochen zu haben, dieß Haus auf immer.

Es ist abermahls seine Eitelkeit gewesen, die ihn so weit verleitet hat! dachte Natalie, als sie diese Geschichte vernommen hatte; doch konnte sie nicht umhin, das stolze und gerade Betragen des Jünglings, seinen Muth, und endlich die zarte Schonung zu achten, womit er über eine Sache schwieg, in der er das Recht so sehr auf seiner Seite hatte.

Als sie ihn wieder sah, mischte dieß Bewußtseyn unvermerkt etwas Weicheres, Zuvorkommendes in ihr Betragen gegen ihn. Er fühlte es auf der Stelle, er näherte sich ihr wieder, ihre Seelen fingen an, sich, wie einst, gegen einander aufzuschließen, und sich in tausend Puncten zu berühren, und eben so viele zarte Fäden entspannen sich, sie immer mehr an einander zu ziehen. Die schöne alte Lebensart begann wieder. Ferdinand war täglich unter seinen Freunden; er wurde ihnen mit jedem Tage unentbehrlicher, sie ihm durch dieß Bewußtseyn jeden Tag theurer. Aber nun war der Winter da, und brachte von ihren Landsitzen viele Familien zurück in die Stadt, mit denen Ferdinand im Vollnau'schen Hause Bekannt-

schaft gemacht hatte. Es waren meistens Häuser vom ersten Range. Ferdinand versäumte nicht, sobald er ihre Ankunft erfahren hatte, der Reihe nach, seine Besuche zu machen. Er wurde überall mit Auszeichnung, an einigen Orten mit Zuvorkommung, an andern mit Hoffnungen aufgenommen. Bald sah er sich wieder von allen Seiten in hunderterley Verhältnisse, in Einladungen, Besuche, Feste u. s. w. verstrickt; das Leben des vergangenen Sommers fing aufs neue an, nur mit viel mehr Abwechselung und Reiz. Es zog ihn wieder eben so leicht und eben so gewaltig in seine Strudel, und der Mann dem so viele Herzen willig entgegen schlugen, dem so manches galante und zärtliche Abenteuer winkte, kam recht bald zu der Überzeugung, daß kein weibliches Herz, das er sich zu erobern vorsetzen würde, ihm widerstehen könnte.

Und doch widerstand ihm eines, eines, dessen hohen Werth er längst erkannt hatte, an das er sich mit tausend zarten Fäden gezogen fühlte, das ebenfalls Achtung und Wohlwollen für ihn empfand, und diese Empfindungen nicht verbarg. Weiter war es ihm aber auch bis jetzt nicht möglich gewesen, es bey Natalien zu bringen. Alle seine Künste schlugen bey ihr fehl. Sie blieb ruhig, wenn

er schmollte, blind, wenn er sie durch Eifersucht zu kränken, freundlich, wenn er sie durch Kälte zu reizen glaubte, und in ihrem Betragen sich völlig gleich, wie launisch und wechselnd auch das seine war. Der einzige Unterschied, den er bemerken konnte, war, daß die schöne Wärme, die sonst wohl zuweilen wie unwillkürlich aus ihrem ruhig heitern Benehmen hervorbrach, sich seit den letzten Wochen ganz verloren zu haben schien. Das kränkte ihn empfindlich, steigerte seine Neigung bis zur Leidenschaft, und hielt ihn dennoch ab, die ersten Schritte zu thun, und sein Gefühl zu gestehen; denn sie, sie, die ihm so hartnäckig widerstand, sollte zuerst überwältigt an seine Brust sinken, und ihm ihre Liebe bekennen. Diesen Triumph hatte er seiner Eitelkeit bereitet.

Natalie sah dieß Streben, diese Empfindlichkeit, dieß launische, wechselnde Betragen, und sah es mit innigem Schmerz, nicht, weil sie dadurch gereizt war, sondern, weil sie den trüben, unlautern Grund wohl erkannte, aus dem alle diese Bewegungen in der Seele ihres Freundes entstanden, weil sie einsah, daß ein Herz, das so mit Empfindungen zu spielen, so absichtsvoll, so künstlich zu Werke gehen konnte, nicht recht zu lieben, nicht durch Liebe glücklich zu machen, und

selbst glücklich zu werden im Stande seyn konnte. Diese Betrachtungen drängten die oft hervor brechende Neigung gewaltsam in ihr Herz zurück, und gaben ihr die Kraft, einer Leidenschaft nicht zu unterliegen, von der sie sich kein Glück versprechen, ja, von der sie fürchten mußte, sie werde sie zum Spielzeug einer alles beherrschenden Eitelkeit brauchen, und vielleicht zuletzt achtlos zertrümmern.

So standen die beyden Herzen sich gegen über, und sicher würde Ferdinand es auf diesem Wege dahin gebracht haben, ihre Liebe endlich ganz zu verwirken, wenn er nicht an seinem Edelmuthe, an seiner strengen Achtung für Sittlichkeit einen immerwährenden Fürsprecher in ihrer Brust gehabt hätte. Nie hatte seine Eroberungssucht ihn zu unerlaubten Schritten verleitet, nie hatte er den Frieden einer Ehe gestört, und Natalie kannte manchen Armen, den er in Geheim unterstützte, dessen Dachstübchen er erkletterte, wenn er gefeyert und geschmeichelt aus glänzenden Gesellschaften kam, und dann im Kreise der von ihm Geretteten als ein segnender Gott da stand. Das alles wußte Natalie, ohne daß er es ahnte, und so konnte sie ihr Gefühl für ihn nicht besiegen, und das Bild des

Jünglings aus ihrem Herzen reißen, der bey allen seinen Schwächen so edel war.

Indessen dauerte Ferdinands zerstreutes Leben immer fort, und wurde mit jedem Tage rascher. Da wußte Natalie in dem ältern Sternhelm, der ein großer Theaterliebhaber war, leicht und ungezwungen den Gedanken zu erregen, auch einmahl sein Glück auf einem Liebhabertheater zu versuchen. Der junge Mensch ergriff den Vorschlag begierig; und als Ferdinand das nächste Mahl kam, wurde wie von ungefähr dieser Gegenstand erwähnt. Er faßte ihn sogleich auf. Das war's, was ihm lange gefehlt hatte. Hundert Vortheile bothen sich ihm beym ersten Blicke dar; das Liebhabertheater wurde alles Ernstes betrieben, und Ferdinand war für's erste durch diese neue Beschäftigung wieder mehr an seine Freunde geknüpft.

Der alte Sternhelm wurde leicht überredet, einen Saal in seinem Hause zurecht machen zu lassen. Junge Leute von der Bekanntschaft wurden angeworben; das Theater brachte ein reges Leben in den stillen Kreis, von dem sich jedes angenehm bewegt fühlte. Ferdinanden gaben seine längeren Erfahrungen, sein Erfolg im Spielen eine Art von Übergewicht über die andern Mitglieder. Alles kam zu ihm um Rath und Auskunft, er fühlte sich noth=

wendig; die Aussicht, sein Talent vor Natalien zu entfalten, mit bisher noch unbekannten Waffen gegen sie aufzutreten, begeisterte ihn, und alles ging rasch einen schönen lebendigen Gang.

Im Anfange wagte sich die ungeübte Gesellschaft nur an kleine Stücke, Lustspiele, Possen u. dgl. Nach und nach entwickelten sich die Talente; die Rollenfächer theilten sich von selbst ab. Niemand war da, der Natalien die ersten Liebhaberinnen streitig machen konnte, und da eben so Ferdinand im unbestrittenen Besitze der ersten Männerrollen war, so sah sie sich bald in ihre eigenen Bande verstrickt, und in manches Verhältniß gebracht, das ihrer innern Ruhe eben so gefährlich war, als es die äußere ihres Betragens gegen Miltenberg zu stören drohte.

Bald bekam die Gesellschaft eine Art von Ruf; die Vorstellungen im Sternhelm'schen Hause wurden das Augenmerk und das Gespräch der Stadt, und meistens war den Tag vor der Aufführung kein Billet mehr zu bekommen. Ferdinand war in seinem Elemente, er war thätig, er war gesucht, er glänzte, er wurde bewundert. So schlug er nun vor, sich an etwas Höheres, Belohnenderes zu wagen, und sich einmahl im Trauerspiele zu versuchen. Seine Mitspieler fielen ihm froh und ein-

stimmig bey; nur Natalie allein machte Einwendungen. Sie ahnte Ferdinands Absicht, sie fürchtete sich vor den Berührungen ihres Gemüthes, denen solche Stücke bey einem solchen Mitspieler sie aussetzen mußten; aber sie ward überstimmt, und einmüthig beschloß man, den Tancred aufzuführen.

Die Rollen wurden vertheilt; man studierte mit höherer Lust als jemahls. Der romantisch zarte, edle Sinn des Stücks trug die Spielenden wie auf Fittichen zu seiner eigenen Höhe empor. Die Proben wurden mit großem Ernste betrieben; alles freute sich auf die Vorstellung, bis auf Natalie, die davor zitterte. Bey der Generalprobe hatte es Miltenberg so zu veranlassen gewußt, daß nicht alles im Costume erschien; an seiner Rüstung fehlte noch etwas, er spielte in gewöhnlicher Kleidung, aber ohne Wärme.

Der Tag der Aufführung kam. Natalie als Amenaide, Lucie als Euphanie waren mit vielem Geschmacke, Natalie wirklich prächtig gekleidet. Sie traten in das Zimmer, wo sich die Schauspieler versammelten. Da stand Ferdinand in voller Ritterrüstung stolz und herrlich, wie sie ihn noch nicht gesehen hatten, von seinen Mitspielern, die neben ihm verschwanden, wie ein Fürst, von

seinen Dienern umgeben. Natalie wurde betroffen. Sie ahnte Ferdinands Plan mit dieser Überraschung, und es schmerzte sie unaussprechlich, dieses Herz schon wieder auf einem absichtsvollen Winkelzuge betreten zu haben. Doch verbarg sie ihre Kränkung, so wie ihre Betroffenheit, und schien ganz unbefangen, indeß Lucie den blendend schönen Jugendgespielen mit leuchtenden Augen betrachtete, und ihn sehr deutlich merken ließ, welchen Eindruck seine Gestalt auf sie gemacht hatte. Das Stück begann, die Aufführung übertraf die gespannte Erwartung der Zuseher. Alles war in der angenehmsten Stimmung, jede schöne Stelle wurde gefühlt und beklatscht. Lauter Beyfall empfing Natalien, als sie auftrat. Ihre Gestalt, ihr Anstand, dessen natürlicher Stolz mit der strengen Hoheit ihrer Rolle zusammen fiel, wurde durch eine wunderbare Weichheit gemildert, die diesen Abend über ihr ganzes Wesen ausgegossen, und deren Ursache ihr nur zu wohl bekannt war. Ihr Spiel erhielt allgemeines, verdientes Lob; aber alles, was sie und die andern geleistet hatten, trat in Dunkel zurück, als jetzt im Anfange des dritten Actes Miltenberg als Tancred erschien, und in Gestalt, Geberde und Gesinnung die Blume der Ritterschaft, ja, das

Ritterthum selbst in seiner ganzen Würde und Zartheit darstellte.

Er hatte nie besser gespielt, nie schöner ausgesehen. Nataliens Auge hing an ihm, der Klang seiner rührenden Stimme drang tief in ihre Brust, ein sehr begreiflicher Zauber riß sie hin. Die Gesinnungen von Edelmuth und Tapferkeit in Tancreds Charakter waren Miltenbergs Gesinnungen, er würde an Tancreds Stelle vielleicht wie dieser gehandelt haben; in ihrer Seele schmolzen beyde Wesen zusammen, sie vermochte den Freund nicht mehr von der dargestellten Person zu trennen, sie spielte Amenaiden nicht mehr, sie war es selbst. In dieser zauberhaften Spannung kam endlich der letzte Auftritt, wo man den Geliebten bleich, mit geschlossenen Augen, verwundet, sterbend vor sie hinlegte. Ein unnennbares Entsetzen ergriff sie. Wenn das Wahrheit wäre! Wenn Ferdinand wirklich so bleich, so sterbend vor ihr läge! Ihr Innerstes war in Aufruhr. Da bewegte er sich, da schlug er das große blaue Auge mit dem Ausdrucke unglücklicher, gekränkter Liebe zu ihr auf. Ach, du hast mich verrathen! lispelte leise die schöne Stimme. Nataliens Sinne schwanden, mit Mühe hielt sie sich aufrecht, sie wußte nicht mehr, was sie zu sagen hatte, die Gegen-

stände verwirrten sich vor ihren Blicken, sie fühlte den Angstschweiß, der von ihrer Stirne troff, es wurde dunkel um sie; und als jetzt Tancred todt zurück sank, stürzte auch sie mit dem Ausruf: O mein Tancred! ohnmächtig neben ihm nieder.

Der ältere Sternhelm, als Arsir, wartete vergebens, daß sie sich noch einmahl erheben, und ihre Rolle zu Ende sagen würde. Sie regte sich nicht. Ein Blick auf ihre erstarrten Züge sagte ihm, was geschehen war. Er faßte sich schnell, sprach die letzten Verse, der Vorhang fiel, und nun entstand unter den Schauspielern eine heftige Bewegung. Alles war um die Ohnmächtige beschäftigt. Miltenberg, der wohl gemerkt hatte, daß etwas vorgegangen sey, den aber seine Rolle hinderte, zu erfahren, was es war, sprang schnell auf, faßte in tödtlichem Schrecken die bewußtlose Geliebte in seine Arme, und trug sie auf ein Sopha. Lucie, die Zofen eilten herbey, Ferdinand hielt Natalien an seiner Brust, seine Stimme rief sie in's Leben zurück. Sie schlug die Augen auf, ihr erster Blick traf auf Miltenberg, der mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit um sie beschäftigt war. In diesem Momente war auch sie nicht Herr genug über ihr Herz, ihr Auge hing an dem

seinen; ohne sprechen zu können, drückte sie seine Hand, mit der er, im Übermaß der Freude, die ihrige an seine Lippen preßte. Aber in diesem Augenblicke füllte sich das Zimmer mit Fremden, die theils Nataliens Zufall, theils der Wunsch, den Schauspielern Complimente zu machen, herbey geführt hatte. Natalie zog die Hand zurück. Ferdinand entfernte sich von ihr. Sie wurden umringt, man erkundigte sich nach Nataliens Ohnmacht, man forschte nach der Ursache, man rieth ihr eine Menge Mittel. Die Anstrengung der Rolle, und die Hitze des Saals dienten ihr zum wahrscheinlichen Vorwand; es war ihr peinlich, das nichtige Geplauder, die leeren Complimente, die noch leereren Bedauerungen und Tröstungen anzuhören. Ihr Herz war voll, ihr Blick suchte den, der ihr in einem schönen Augenblicke theurer als je geworden war. Endlich gelang es ihr, sich aus dem Schwarme zu retten, der sie umgab. Sie sah Ferdinanden nicht mehr im Zimmer; sie trat unter die Thüre des Cabinets. Da saß er zwischen zwey der schönsten Damen, die ihn schon bey Graf Vollnau hatten spielen sehen, tändelnd, lachend, kosend, bald von dieser, bald von der andern angezogen. Natalie wandte sich schnell um; er hatte sie gar nicht bemerkt, und sie eilte eben so ungesehen auf ihr

Zimmer, wo sie mit ausbrechenden Thränen sich auf ihr Canapeh warf, und ihren schmerzlichen Gefühlen freyen Lauf ließ.

Das war also der Ausgang ihrer Hoffnungen, die Entwickelung, zu welcher die Ereignisse dieses Abends geführt hatten! Das vermochte der Mann, an den ihre Leidenschaft sie zu verrathen im Begriffe stand, an den sie vielleicht sich schon verrathen hatte, und der eine halbe Stunde vorher mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Besorgniß sie in seinen Armen gehalten hatte! Er liebt mich nicht rief sie: Er kann nicht lieben, nichts lieben, als sich selbst.

Unter dem Vorwande, daß sie Ruhe bedürfe, wußte sie Lucien, die sehr bereit war, von dem heutigen Abende, von Ferdinands vortrefflichem Spiele, vor allem aber von seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit mit ihr sehr umständlich und lange zu plaudern, zum Schweigen zu bringen. Wie hätte sie es vermocht, in ihrer jetzigen Stimmung dieses Gespräch auszuhalten! Am andern Tage war ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte sich bestimmt und für immer von Ferdinand zurück ziehen. Trotz aller seiner guten Eigenschaften war er ihrer Liebe nicht werth, und kein Glück von diesem Herzen zu erwarten. Sie sah die Schwie-

rigkeit des Unternehmens, aber auch seine Nothwendigkeit ein, und sie fühlte Kraft genug in sich, es auszuführen.

Das Erste, was sie bey der nächsten Zusammenkunft that, war, zu erklären, daß sie keine tragische, und überhaupt keine große Rolle mehr übernehmen würde, weil ihre Gesundheit darunter leiden müßte. Ferdinand hörte diesen Entschluß mit Bestürzung und Unwillen an. Seine Liebe, seine Hoffnung, seine Eitelkeit waren gekränkt. Der Vorfall von vorgestern war ihm noch räthselhaft geblieben; er wußte nicht, wie viel er auf Rechnung der Umstände, wie viel er auf Nataliens Gefühl schreiben sollte. Der Schwindel des allgemeinen Beyfalls, der schmeichelhaften Bewunderung, hatte ihn diesen Abend zu sehr betäubt, und gestern den ganzen Tag hatte Natalie unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit sich ihm entzogen. Er wurde irre an ihr, er war gereizt, beleidigt; und da sie auf seine unmuthige Äußerung, daß nun die Freude der ganzen Gesellschaft gestört, ja ganz zernichtet sey, indem sie, ohne eine Actrice für die ersten Rollen, ihr Theater nur gleich zuschließen könnten, ihm vorschlug, mit Lucien oder einer andern ihrer Freundinnen die Rollen einzustudieren, ergriff er diesen Gedanken mit ei-

ner Hast, die von Gleichgültigkeit, ja von Freude zeugen sollte. Lucie war eben so schnell bereit, sich zu einem Geschäfte zu drängen, das ihr so süße Befriedigung versprach. Natalie schlug das feuchte Auge nieder. Miltenberg stand in seiner ganzen kindischen Eitelkeit vor ihr. Er liebt dich nicht! rief eine schmerzliche Stimme in ihrem Innern, und ein Seufzer, den sie nicht ganz zu unterdrücken vermochte, entfloh ihren Lippen.

Nun, so ist uns ja allen geholfen, sagte sie in der nächsten Minute mit ihrer gewohnten Heiterkeit, und wir können nur gleich anfangen, uns um ein neues Stück umzusehen! Sie setzte noch einiges scherzend hinzu. Ferdinand, immer mehr und mehr von diesem Tone gereizt, gab sich Mühe, noch unbefangener, noch munterer zu scheinen. Lucie war in ihrer Glückseligkeit; die andern stimmten ein, die Gesellschaft wurde fröhlich und laut. Es wurde ein Stück gewählt, die Rollen ausgetheilt, und zu studieren angefangen.

Ferdinand fand den Fingerzeig, den ihm der Zufall gegeben hatte, sehr erwünscht, um Nataliens wahre Gesinnung auszuforschen, sie zu bestrafen, wenn sie ihn nicht liebte, und sie zur Annäherung zu zwingen, wenn das, was sie für ihn fühlte, mehr als Wohlwollen war. Er wandte

sich auffallend an Lucien. Er selbst studierte die neue Rolle mit ihr ein, er las mit ihr allerley Bücher, er gab sich das Ansehen eines Lehrers bey ihr, er nannte sie sogar zuweilen scherzend seine Julie, und spielte nicht undeutlich darauf an, daß er wohl ihr St. Preux werden könnte; kurz, er schien seit jenem Tage seine ganze Aufmerksamkeit, ja, mehr noch als bloße Aufmerksamkeit, auf sie zu richten, und Lucie war unaussprechlich vergnügt, nicht bloß, weil der schöne und liebenswürdige Jugendgespiele sich ihr einmahl in wärmerer Zuneigung näherte, sondern auch, weil sie nun von der gefährlichen Cousine weniger fürchten zu dürfen glaubte. Die beyden Väter sahen dieses neue Verhältniß, und es war ihnen lieb, daß Ferdinands Sinn endlich die Richtung genommen hatte, die längst in geheim ihr Wunsch gewesen war.

Indessen, so erwünscht alles zu gehen schien, so erkaltete doch Ferdinands Eifer für das Theater zusehends; er betrieb die Sache nicht mehr mit der vorigen Wärme. Lucie gab sich alle ersinnliche Mühe, Natalie unterrichtete sie mit der größten Sorgfalt, die übrigen alle waren noch eben so gestimmt, wie vorher; aber Miltenberg war nicht mehr derselbe. Gegen jedes vorgeschla=

gene Stück hatte er etwas einzuwenden; es fanden sich jetzt überall Schwierigkeiten, Hindernisse. Die Proben wurden lässig betrieben, die Aufführungen waren kalt und seelenlos –– und einige Wochen nach jener glänzenden Vorstellung des Tancred wurde das Theater abgebrochen, und der Saal wieder zu seinem vorigen Gebrauche eingerichtet. Niemand bedauerte das mehr, als Lucie, die, trotz ihrer natürlichen Unfähigkeit zu jeder größeren Rolle, mit einer Art von Leidenschaft diese Beschäftigung ergriffen hatte; doch tröstete sie Ferdinands fortwährende Aufmerksamkeit für sie auch bald über jene Entbehrung.

Natalie sah das alles schweigend und zweifelhaft an. Ihr war und blieb es noch immer unglaublich, daß Ferdinand Lucien wirklich lieben sollte. Sie fand in den Äußerungen seiner Gefühle mehr Prunk als Wahrheit, mehr Galanterie als Innigkeit; sie sah ihn oft mitten im Gespräche mit seiner neuen Erwählten sich gleichgültig oder gar gähnend mit unbedeutenden Nebendingen beschäftigen, sie glaubte manches Mahl einen seltsamen Blick zu überraschen, der sie seitwärts traf, wenn Ferdinand sich von niemand beobachtet meinte, sie fühlte, was in diesem düstern vorwurfsvollen Anschauen lag, sie konnte nichts thun,

um das gespannte Verhältniß zu lösen, und sah so kummervoll ahnend einer trüben Zukunft für sich, für Lucien und den noch immer theuern Freund entgegen.

Auch seine Stimmung fieng an sich zu ändern. Er wurde ungleich, launisch, finster, und wie jetzt der Winter zu Ende ging, warf er einmahl im Gespräche mit Lucien, so wie von ungefähr, den Gedanken hin, daß er wohl gesonnen wäre, nächsten Frühling eine Reise zu machen, daß er Italien sehen möchte, wohin er auf der ersten Tour nicht gekommen war, daß er vielleicht ein Jahr ausbleiben würde. Natalie erblaßte, sie richtete einen durchdringenden Blick auf ihn, wie er dieses Vorsatzes, gleich als einer unbedeutenden Sache, so im Vorübergehen erwähnte; aber Lucie fuhr mit tödtlichem Schrecken empor. Von hier wollen Sie? rief sie mit dem Tone des Entsetzens: Und so weit? Und auf ein ganzes Jahr? Großer Gott! Ferdinand sah sie verwundert an, er sprach von den Freuden dieser Reise, von den Reizen, den Kunstschätzen Italiens. Lucie widersprach eine Weile mit Heftigkeit; endlich brach sie in Thränen aus, und verließ schnell das Zimmer.

Ferdinand sah ihr erstaunt nach. Was war das? sagte er nach einer Pause zu Natalien. Was Sie

längst hätten merken, und, wenn es Ihre Absicht nicht war, nicht hätten nähren sollen! antwortete sie mit sanftem Ernste, indem sie aufstand und der Cousine folgte.

Diese Worte warfen einen Blitz in Ferdinands Seele. Er sah, was er gethan hatte, was ihm bevorstand, was er verloren, mit einem schmerzlichen Blicke. Lange blieb er, in düstern, streitenden Gedanken versunken, sitzen. Als er sich zu Hause wieder fand, war der Entschluß, zu handeln, das drückende Verhältniß, das nun einmahl nicht mehr so bleiben konnte, zu lösen, oder mit Gewalt zu sprengen, das erste und einzige, dessen sein verworrenes Gemüth sich klar bewußt wurde.

Er wollte fort, er wollte mit Einem Streiche alles enden, seine Qual, Luciens thörichte Hoffnungen, Nataliens Widerstand. Sie sollte ihn verlieren, um zu fühlen, was er ihr gewesen. Die Reise nach Italien, die vorher wirklich nichts, als ein flüchtiger Gedanke gewesen war, wurde nun ernstlicher Plan. Er sprach davon mit seinen Ältern, mit Sternhelm, der betroffen diese Neuigkeit vernahm, mit den Mädchen, mit jedermann, und betrieb die Anstalten zur Abreise öffentlich. Nun wurde Lucie krank, ihr Gemüth vermochte den Schmerz getäuschter Hoffnung, die sie für so

sicher, so nothwendig zu ihrem Glücke gehalten hatte, nicht zu ertragen. Im Anfange ahnte man die wahre Ursache nicht. Als keine Mittel anschlugen, erklärte es der Arzt für Gemüthskrankheit, und Lucien in Gefahr. Nataliens Herz war schmerzlich gepreßt. Hier die hinwelkende Freundinn, dort ihr eigener Verlust, und zur Lösung des dringenden Knotens, der ihrer aller Glück zu zernichten drohte, nur Ein Mittel: Offene Sprache, Erklärung gegen Sternhelm und Miltenberg! Es mußte gehandelt werden, das fühlte sie, und niemand konnte das besser, als sie. Ihr Glück, alle ihre Aussichten waren das Opfer dieses Entschlusses; aber ein Blick auf Lucien entkräftete alle Einwendungen der Selbstliebe.

Sie ging zu ihrem Oheim, entdeckte ihm den wahren Grund von Luciens Krankheit, und erklärte, daß, wenn nicht bestimmte Schritte geschähen, um Miltenbergs Abreise zu hindern, und eine Verbindung zu bewerkstelligen, von welcher Luciens Glück und vielleicht ihr Leben abhienge, sie traurigen Folgen entgegen sähe. Der Vater erschrack im ersten Augenblick; aber diese Verbindung war längst sein geheimer Wunsch, und der Gedanke daran ihm daher sehr geläufig. Er beruhigte Natalien, versprach ihr, alles einzulei-

ten, und fuhr auf der Stelle zu seinem alten Freunde, um mit ihm über das Schicksal ihrer Kinder zu sprechen.

Er fand hier entsprechende Gesinnungen. Der General hatte längst dieselben Hoffnungen genährt; an Ferdinands Willen zweifelte niemand, und so waren die Freunde bald einig. Sie sahen mit Freude einer ungetrennten Zukunft, einem Fortleben ihrer treuen Zuneigung in Kindern und Enkeln entgegen, und Sternhelm fuhr beruhigt nach Hause, ließ Natalien rufen, und durch sie seine Tochter auf eine günstige Wendung ihres Schicksals vorbereiten.

Auch Ferdinand wurde zu seinem Vater beschieden, der nichts anders dachte, als die längst genährten Erwartungen und Wünsche des Sohnes mit der Erklärung des alten Sternhelm auszusprechen. Aber wie erstaunte er, als Ferdinand stumm, mit erloschenen Blicken, mit erblassenden Lippen diesen Antrag hörte, und noch lange, nachdem der Vater zu reden aufgehört hatte, kein Wort erwiederte.

Was hast du, Ferdinand? fragte er endlich.

„Lucie ist krank? Krank um meinetwillen? Man fürchtet für ihr Leben, wenn ich sie verlasse? O Gott, o Gott! Was hab' ich gethan!“

Er schlug beyde Hände vor's Gesicht und stürzte fort. Der General sah ihm befremdet nach. Nach drey Stunden, während er im Sturm und Regen in der nahen Aue herum geirrt war, kam er erschöpft, bleich, aber entschlossen zurück. Er kleidete sich um, ging zu seinem Vater, und erklärte, daß er hier bleiben, und Lucien seine Hand reichen wolle. Ich allein habe gefehlt, sagte er: Es ist billig, daß ich allein büße; durch mich soll niemand unglücklich werden. Er setzte hierauf seinem Vater das ganze Verhältniß, alle Verirrungen seines Herzens aus einander. Der Vater faßte und theilte den Schmerz des Sohnes, aber er bestärkte ihn in seinen Entschließungen. Es ward ausgemacht, daß niemand, selbst der alte Sternhelm nicht, jemahls etwas von dieser Unterredung erfahren sollte, und der General führte ihn Abends zu seiner Braut.

Sein Eintritt — man hatte ihn mehrere Tage nicht gesehen — verursachte überall heftige Erschütterungen. Er näherte sich Lucien, faßte ihre Hand, erkundigte sich theilnehmend nach ihrem Befinden, und erwähnte im Gespräche seines geänderten Vorhabens, daß er nun doch nicht nach Italien gehen würde. Lucie vernahm diese Worte wie eine Bothschaft vom Himmel; noch mehr beglückte sie Fer-

dinands mildes, beynahe zärtliches Betragen, und Natalie erkannte bestimmt, daß alles entschieden, und jede Hoffnung für sie verschwunden sey.

Lucie erhohlte sich zusehends, Ferdinands Betragen blieb sich fortan gleich, und sobald sie genesen war, that er auch den letzten Schritt, und bath Sternhelm förmlich um die Hand seiner Tochter. Lucie war auf dem Gipfel des Glückes, und in den ersten Tagen beynahe wahnsinnig vor Freude. Ferdinand theilte ihr Entzücken nicht. Natalie verfiel sichtlich, und sprach im Ernste davon, den nächsten Frühling zu ihrer Freundinn auf's Land zu gehen, um ihre Gesundheit herzustellen. In Luciens Seele kam kein Argwohn, auch dann nicht, als Ferdinand täglich düstrer wurde, und sie ihm recht ängstlich rieth, mit dem Arzte zu sprechen.

Natalie führte ihren Entschluß aus, und der Tag, an dem die Pferde der Gräfinn sie abhohlen sollten, war bestimmt. Es war ihr unmöglich, hier zu bleiben, und Zeuginn der Scenen zu werden, die so nahe bevorstanden. Aber nicht dieß allein, nicht bloß Ferdinands Verlust trieb sie gewaltsam aus dieser Nähe; es war die schmerzliche Besorgniß, die mit jedem Tage wuchs, daß ein Charakter, wie Luciens, keinen Mann, am allerwenigsten den ihr bestimmten, glücklich ma-

chen könne; es war die Überzeugung, daß, nach den ersten Tagen des fröhlichen Rausches, Putz- und Galanteriewaaren, Schmuck und Meubeln wenigstens einen eben so großen Antheil an Luciens Glückseligkeit hatten, als der Besitz des Geliebten, daß sie über einen schönen Shawl beynahe in dasselbe Entzücken gerathen konnte, als vor einigen Wochen über Ferdinands Anwerbung, und während er düster und stumm an ihrer Seite saß, ihn Stunden lang von einer neuen Equipage oder der Einrichtung ihrer künftigen Wohnung zu unterhalten im Stande war.

Endlich kam der Postzug der Gräfinn. Lucie nahm wirklich betrübt von der Cousine Abschied, und diese sollte ihr versprechen, an ihrem Hochzeittage wieder zu kommen. Miltenberg richtete einen ängstlichen Blick auf sie; sie glaubte ihn zu verstehen, und sagte, daß es ihre Gesundheit schwerlich zulassen würde, die ziemlich weite Reise zwey Mahl in so kurzer Zeit zu machen. Dein Hochzeittag ist so nahe! setzte sie hinzu. Miltenberg wandte sich bey diesen Worten rasch ab, und trat ans Fenster. Lucie drang auf's Neue vergeblich in sie; Natalie umarmte sie in heftiger Bewegung, sie flehte im Innersten ihrer Seele Segen auf diese Verbindung vom Himmel. Ferdinand

stand noch immer abgewendet. Leben Sie wohl, Herr von Miltenberg! sagte sie endlich. Er flog herbey, und faßte Nataliens Hand. Beyde zitterten, beyder Blicke vermieden sich. Möge es Ihnen recht wohl gehen, Herr von Miltenberg! Möchten Sie recht glücklich seyn! Weiß Gott, es ist mein aufrichtiger Wunsch. Er lag mit dem Gesichte auf ihrer Hand, unvermögend zu sprechen. Adieu, Lucie! Adieu, Ferdinand! rief sie, riß sich los, und verschwand.

Sie sind ein seltsamer Mensch, Ferdinand! sagte jetzt Lucie: Warum waren Sie denn gar so frostig und stumm gegen die Cousine? Die Ärmste schien so bewegt, so herzlich freundlich. Es ist doch ein gar gutes Mädchen! Mir ist recht leid, daß sie an unserm Hochzeittage nicht da seyn kann! Sie hätte mich auch frisiren und anziehen sollen; das versteht sie prächtig.

Miltenberg erwiederte kein Wort. Er stand am Fenster, die Stirn an die Scheiben gedrückt, und sah Natalien einsteigen und abfahren. Als der Wagen seinen Blicken entschwunden war, wandte er sich um. Lucie sah ihn erschrocken an: Ach Gott! Wie sehen Sie aus, Ferdinand? Ist Ihnen nicht wohl? Ein Schwindel, sagte er, und warf sich auf's Canapeh. „Ich will gleich nach dem Arzte

4 *

schicken!“ Nur das nicht! rief er, und sprang auf. Lucie näherte sich der Thüre. „Bleiben Sie, um Gotteswillen, bleiben Sie! In der Luft wird mir leichter werden.“ Er riß den Hut vom Tische und eilte fort. Lucie sah ihm kopfschüttelnd nach, aber Besorgnisse kamen keine in ihr Gemüth.

Unterdessen war der Hochzeittag heran gekommen. Ferdinand hatte ihm in der Stimmung eines zum Tode Verurtheilten entgegen gesehen. Der unabläßige Kampf in seinem Innern griff seine Gesundheit an, und er stand an dem verhängnißvollen Morgen von einer im Fieber durchwachten Nacht auf. Mit Schauer kleidete er sich an, und bebte vor dem Spiegel zurück, der ihm seine Gestalt im festlichen Gewande mit diesen tiefen Zügen, diesen fiebrisch brennenden Wangen zeigte. Seine Ältern bemerkten die Veränderung, er wußte sie unter einem wahrscheinlichen Vorwande zu beruhigen, und man fuhr zur Trauung. Im Sternhelmschen Hause war eine glänzende Gesellschaft im größten Staate versammelt. Lucie schimmerte von Juwelen und von Glückseligkeit. Es wurde zur Unterschrift des Contracts geschritten. Die freudetrunkene Braut unterzeichnete behend und triumphirend die Urkunde ihres Glückes. Ferdinand erblaßte, er hielt sich am Spiegeltische, um nicht zu

schwanken, sein Vater sah ihn besorgt an, und erinnerte ihn, zu unterschreiben. Er näherte sich wankend, ergriff die Feder, und stürzte bewußtlos zu Boden.

Alles eilte erschrocken herbey. Man brachte den Ohnmächtigen auf ein Sopha; Lucie schrie und weinte laut. Mehr als eine halbe Stunde verging, ehe er zu sich kam, und alle Anwesenden wären in der größten Bestürzung. Endlich schlug er die Augen auf, fühlte sich aber so erschöpft und krank, daß an keine Vollendung der Ceremonie zu denken, und seine Mutter froh war, ihn nur in den Wagen und nach Hause bringen zu können.

Lucie wollte verzweifeln. Der alte Sternhelm schüttelte bedenklich den Kopf, die Trauung ward bis zur Wiederherstellung des Bräutigams aufgeschoben, und die Gäste gingen bestürzt und in seltsamen Gedanken aus einander.

Noch denselben Abend fuhr Sternhelm zum General, um sich nach Ferdinands Befinden zu erkundigen. Lucie ließ sichs nicht nehmen, ihren Vater zu begleiten, so wenig es auch dieser in dem Augenblicke für gut hielt. Die Generalinn kam ihnen weinend entgegen. Ferdinand lag in den heftigsten Fieberphantasien, der Arzt hatte sein Leben in Gefahr erklärt. Man ließ Lucien nicht zu ihm. Sternhelm ging mit der Genera=

linn hinein, kam nach einer Weile in tiefen Gedanken wieder heraus, und antwortete zu seiner Tochter großem Verdruße nur sehr einsylbig auf alle ihre Fragen.

Mehrere Tage lang schwebte Ferdinand zwischen Leben und Tod, endlich sprachen die Ärzte ihn außer Gefahr. Nun bestand Lucie darauf, ihn zu sehen. Seine Schwäche, die Erschütterung des Wiedersehens dienten dem Vater noch ein paar Tage zum schicklichen Vorwand, sie abzuhalten; endlich aber, als schon ihre Brüder und mehrere Bekannte ihn besucht hatten, als sie von allen Seiten hörte, daß er beynahe ganz genesen war, drang sie mit Ungestüm darauf, entweder Ferdinand zu sehen, oder die Ursache zu erfahren, warum nur sie allein, seine Geliebte, seine Braut, die das heiligste und erste Recht dazu habe, ihn nicht besuchen dürfe?

Sternhelm sah seine Tochter ernst und schweigend an. Lucie! begann er nach einem augenblicklichen Stillschweigen: Du warst immer ein gutes Mädchen, eine gehorsame Tochter, und bist gewiß überzeugt, daß unter allen Menschen auf Erden es niemand besser mit dir meint, als dein Vater. Nun, dieser Vater, dieser beste Freund räth dir, bittet dich inständig darum:

Verlange nicht den jungen Miltenberg zu sehen! Es ist nicht gut für euch beyde.

Mein Gott, Papa! Was meinen Sie damit? Nicht gut für uns beyde? Er wird doch nicht? — Hat etwa sein Verstand? —

Sternhelm mußte trotz seines Unmuths über diesen Irrthum lächeln. Nein, mein Kind! erwiederte er: Fürchte nichts! Ferdinands Verstand hat nichts gelitten; er befindet sich vielmehr an Geist und Körper so wohl, daß er in einigen Tagen ausfahren wird. Aber Lucie! Ist dir denn gar nichts aufgefallen? Wäre dir kein anderer Fall denkbar?

Lucie starrte ihren Vater an, kein deutlicher Gedanke regte sich in ihr.

Warst du immer mit Miltenbergs Betragen zufrieden?

O ja, mein Vater! Er war immer so gut, so schön, so zärtlich!

Zärtlich? Weißt du auch wohl, was Zärtlichkeit ist?

Ach, lieber Vater! Machen Sie mir nicht bange mit so seltsamen Fragen! Ich habe ihn so lieb, er ist meinetwegen hier geblieben, er will mich heirathen; was soll ich —

Gut, mein Kind! Er wollte dich heirathen. Und weißt du auch, warum er das wollte?

Mein Gott! Warum heirathet man sich denn, als weil man sich liebt?

Wenn er dich aber nun nicht geliebt hätte?

Lucie trat einen Schritt zurück, das Wort starb auf ihren Lippen. Sollte es möglich seyn? begann sie nach einer Weile: Sollte mein Vermögen? — Aber, er ist selbst so reich.

Kurzsichtiges Kind! rief Sternhelm: Nun wenn dein Stolz und dein Herz dir gar nichts sagen, so muß ich die traurige Pflicht übernehmen. Wisse also: Ferdinand hat dich nie geliebt.

O Gott, o Gott! schrie Lucie auf.

Er liebt eine Andere.

Mein Vater!

Deine Cousine, Natalie.

Natalie? schrie Lucie, und warf sich schreyend vor Schmerz an ihres Vaters Brust: O mein Vater, mein Vater! Wie falsch, wie treulos ist man mit mir umgegangen! Ihre Thränen strömten, und mit ihnen Verwünschungen über Natalien und Ferdinand.

Sternhelm bemühte sich, das stürmisch aufgeregte Gemüth seiner Tochter zu besänftigen; er versuchte es, ihr vorzustellen, daß sie, weit ent-

fernt, Ferdinand und Natalien anzuklagen, vielmehr die Schonung und den Edelmuth achten sollte, mit welchem sich beyde für sie geopfert hatten; daß man wohl Ferdinand den Leichtsinn seines frühern Betragens vorwerfen könne, das er aber dann so schön, so vollständig gut zu machen gesucht habe, selbst mit der Überzeugung, einer Andern entsagen zu müssen, die er leidenschaftlich liebte, und von der er aller Wahrscheinlichkeit nach wieder geliebt wurde. Seine Fieberphantasien hatten nähmlich seinen Ältern und Sternhelm den wahren Zustand seines Herzens enthüllt, und Sternhelm, so leid ihm die zerrissene Verbindung that, konnte nicht umhin, die Gesinnung des Jünglings zu achten.

Doch alle diese Vorstellungen gingen an Luciens empörtem Gemüthe verloren. Sie blieb bey ihrem ersten Gedanken, daß man sie betrogen und verrathen habe; sie haßte Natalien, verabscheute Ferdinanden, und wußte durch ihren Jammer, ihren Ungestüm dem Vater das Versprechen abzudringen, daß er Natalien nie wieder in's Haus nehmen, und niemanden von den Miltenberg'schen bey sich sehen wolle.

Ferdinand war indeß ganz wieder hergestellt; aber er war nach seiner Genesung nicht mehr der-

selbe, der er vorher gewesen war. Seine Lebhaftigkeit hatte einem stillen Ernste Platz gemacht; er vermied seine vorigen Gesellschaften, wo er durch jene Vorfälle zum Stadtgespräche geworden war, er sah niemanden, als seine vertrautesten Freunde, und äußerte bald darauf den Wunsch, die Güter seines Oheims, die ihm zugefallen waren, selbst zu verwalten, und deßhalb gleich jetzt mit dem kommenden Frühling auf's Land zu gehen. Die Mutter war zwar nicht zufrieden mit diesem Plane; aber der General und Sternhelm billigten ihn sehr, und freuten sich, in dem jungen Manne endlich eine Neigung zu zweckmäßiger Thätigkeit erwachen zu sehen. Sie unterstützten sein Vorhaben auf jede Art, und vier Wochen nach jener unglücklichen Hochzeitfeyer reiste Ferdinand auf seine Güter, und warf sich hier mit seinem wunden Herzen in die Arme der erwachenden Natur, die mit lang verkannter Gewalt mächtig an sein besseres Selbst sprach, und ihn mild einlud, für die leichten Sorgen, die er ihr angedeihen ließ, die sanftesten Tröstungen aus ihrer Mutterhand zu empfangen.

Natalie hatte in ihrer Einsamkeit sehr bald die Geschichte des Trauungstages erfahren, und was für tausend andere eine Quelle süßer Hoffnungen

gewesen wäre, dienten nur dazu, ihre Brust mit neuen Sorgen zu erfüllen. War nicht der geliebte Freund gefährlich krank? Und wenn er genas, trat nicht Lucie in ihre alten Rechte ein? Durfte sie wohl sie daraus verdrängen? Und wußte sie denn genau, wie Miltenberg gegen sie selbst gesinnt war?

Mitten unter diesen Besorgnissen und Zweifeln kam ein Brief ihres Oheims, der schonend und väterlich einen kurzen Abriß alles dessen, was geschehen war, eine eben so treue Schilderung von Luciens Stimmung, und zuletzt die Bitte enthielt, vor der Hand zu bleiben, wo sie war.

Natalie legte den Brief aus der Hand. Er war frey, und sie war geliebt! Das waren in den ersten Augenblicken die einzigen Gedanken, die ihre Seele erhebend und beglückend erfüllten, und lange war sie nicht vermögend, einem andern Raum zu geben. Nach und nach kam mit der ruhigen Besinnung auch die Klugheit dahin, sich Gehör zu verschaffen, und nun erwachten wohl auch hier und da kleine Besorgnisse, die einige bittere Tropfen in den Becher der Freude mischten.

Lucie war aufgebracht, und der Schein für sie. Ferdinand hatte zwar für jetzt den Freuden und Befriedigungen seiner Eitelkeit entsagt; aber wer

bürgte für die Dauer dieser Gesinnungen? Und mußte sie nicht fürchten, den Verdacht der Cousine, so grundlos er war, zu bestärken, wenn sie sich nicht mit der größten Vorsicht betrug?

Sie ergriff also die Gelegenheit mit Freuden, als ihre Freundinn in ein sehr entferntes Bad reiste, sie zu begleiten, sich auf diese Art dem Argwohne Luciens und Ferdinands Nachforschungen zu entziehen, und zu erwarten, ob die Zeit seine Sinnesänderung bewähren würde. Niemand als ihr Oheim wußte um diese Reise und ihren Aufenthalt, und er hielt das Versprechen, das er ihr gethan, sie nicht zu verrathen.

So ging Monath an Monath hin, und der Herbst war bereits weit vorgerückt. Ferdinand bewohnte noch immer sein ländliches Schloß, auf dem ihn nur zuweilen seine Ältern oder einige Nachbarn besuchten. Doch war keine Leere, keine Sehnsucht nach den Freuden der großen Welt in ihm erwacht. Heitere Thätigkeit und ein geliebtes Bild erfüllten genügend sein Herz, und nichts war, was ihn jetzt noch kränkte, und seinen stillen Frieden störte, als die Ungewißheit über Nataliens Aufenthalt und ihre Gesinnung gegen ihn.

Ein sehr angenehmes Gefühl verschaffte ihm die Nachricht, daß sich ein neuer Anbether um Lu-

ciens Hand bewerbe, und sie wahrscheinlich erhalten werde. Er war ein emigrirter Graf, der außer einem sehr empfehlenden Äußerlichen und dem Vorzuge, aus einem der ältesten Häuser abzustammen, nichts aus dem Schiffbruche seines Glückes gerettet hatte. Aber der Graf von Villaret vergaß gern seiner Ahnen, um mit der schönen und gutmüthigen Bürgerlichen ein Vermögen zu empfangen, welches ihn in den Stand setzte, seine angebornen Ansprüche geltend zu machen.

Lucie ihrerseits fand in dem liebenswürdigen Fremden vollen Ersatz für ihr Herz, und in dem Titel einer Gräfinn und ihrem künftigen Glanze einen süßen Triumph über den Treulosen, der ihr eine Andere vorgezogen hatte.

Ferdinand hörte das alles mit großem Vergnügen. Willig gönnte er Lucien ihren Triumph, und freute sich innig, ein Herz, das er durch seine Schuld viel tiefer zerrissen glaubte, so schnell wieder geheilt zu sehen. Mit mehr Zuversicht als vorher, wandte er sich nun an Sternhelm und bath und beschwor ihn um Nachrichten von Natalien; denn nun glaubte er sich völlig frey und berechtigt, dem mächtigen Zuge seines Herzens zu folgen. Statt aller Antwort auf diese dringenden Fragen kam eine freundliche Einladung von Sterr

helm, bey der Vermählungsfeyer seiner Tochter, die in acht Tagen Statt haben sollte, als lieber Gast und Zeuge zu erscheinen. Von Natalien enthielt der Brief kein Wort.

Dieß ärgerte und kränkte ihn. Er konnte nichts erdenken, wodurch er diese Behandlung verdient hätte; er sah sich in seinem heiligsten, theuersten Gefühle verhöhnt oder wenigstens gering geschätzt, und er war fest entschlossen, nicht auf der Hochzeit zu erscheinen, wenn nicht die Gründe seines Vaters, der ihm vorstellte, daß Sternhelm es als eine Beleidigung der alten Freundschaft, und Lucie es als Trotz oder Reue ansehen würden, ihn bestimmt hätten, dennoch zu gehen.

Er sprach also sein erbittertes Herz zur Ruhe, und fuhr am Tage vor der Feyerlichkeit von seinem stillen Landsitze ab. Der Gedanke, das Haus, die Zimmer wieder zu sehen, wo er so viele schöne Stunden an Nataliens Seite zugebracht hatte, war ihm schmerzlich, und dennoch konnte er sich einer leisen Sehnsucht nicht erwehren, die ihm von dem Anblicke der einst so lieben, nun so verlassenen Stellen eine wehmüthige Beruhigung versprach.

Seine Ältern empfingen ihn mit außerordentlicher Freude. Es war das erste Mahl, daß er seit dem Anfange des Sommers wieder in die Stadt

und in sein väterliches Haus gekommen war; dennoch schien ihm etwas Seltsames, Ungewohntes in der Stimmung seiner Ältern zu liegen, das er sich nicht erklären konnte, und das er zuletzt einer kleinen Verlegenheit zuschrieb, in der sie sich bey der heutigen Ceremonie um seinetwillen befinden würden. In dieser Absicht suchte er durch ein heiteres Betragen, durch die große Gleichgültigkeit, mit der er von dieser zweyten Verlobung sprach, bey der er nur eine Nebenrolle zu spielen haben würde, sie ganz von allem Zwange zu befreyen, und man fuhr gegen Abend im größten Staate zu Sternhelm.

Sie traten in die prächtig geschmückten Zimmer. Die Gesellschaft war bereits versammelt; man schien nur auf den zweyten Zeugen gewartet zu haben. Mit Juwelen bedeckt, und wirklich schön durch den geschmackvollen Anzug sowohl, als die Freude, die aus ihren Zügen strahlte, trat ihm Lucie entgegen, und stellte ihm ihren Bräutigam vor. Es war, als mische sich ein verborgener Triumph in ihr freundliches Lächeln; aber Ferdinand wünschte ihr mit so viel Herzlichkeit Glück, schien so ganz wieder der alte Freund und Jugendgespiele, daß das Verhältniß zwischen ihm und Lucien bald hergestellt war, und auch Villaret durch die liebenswürdige Persönlichkeit seines ehemahli-

gen Nebenbuhlers sich herzlich an ihn gezogen fühlte.

Die ersten Begrüßungen waren vorbey. Ferdinand sah sich ringsum, tausend Erinnerungen kamen ihm hier von allen Seiten entgegen, und eine unaussprechliche Wehmuth erhob sich in seinem Herzen, als plötzlich eine Dame, die seitwärts bey mehreren Andern stand, sich bey dem Klange seiner Stimme nach ihm umwandte, und er Natalien vor sich stehen sah. Seine Bestürzung, sein Erstarren sagten ihr mehr als Worte, was in diesem Augenblicke in seiner Seele vorging. Auch sie konnte die heftige Erschütterung ihres Gemüthes kaum verbergen; aber eben, wie er sich ihr nähern wollte, rief ihr Oheim sie ab, und sie verließ das Zimmer.

Er sah ihr staunend nach. Alles, was ihn noch umgab, was um ihn vorging, verschwand vor seinen Blicken. Einem Trunkenen gleich, wußte er von allem nichts mehr, als daß sie da war, daß er sie wieder gesehen hatte. Man schritt zur Unterschreibung des Contractes. In diesem Augenblicke trat Natalie wieder zur Thüre herein, und seine Seele war in seinen Augen. Aber es war ihm unmöglich, mit ihr zu sprechen; denn sie schien ihn absichtlich zu vermeiden, und sich in einem Trupp von Mädchen zu verbergen, die sie zwischen sich

genommen hatten. Nun ging nach Lucien und Villaret auch sie zum Tische hin und ergriff eine Feder. Er sah sie zittern, erröthen, und ein Blick, der ihn von der Seite traf, stürzte ihn in neue Verwirrung. Warum unterschrieb sie als Brautjungfer? Warum zitterte sie? Warum vermied sie ihn so sichtlich? Aus der Betäubung, in der er sich befand, weckte ihn der Ruf seines Vaters, der ihn zum Unterschreiben rief. Er wußte nicht, was er that, und Sternhelm mußte ihm zwey Mahl die Stelle zeigen, auf die sein Nahme zu stehen kommen sollte. Er versuchte es nun von Neuem, sich Natalien zu nähern; aber es wurde zur Trauung gefahren, und er sah sich abermahl von ihr getrennt.

Die Generalinn war Brautmutter; sie stieg mit Lucien, Natalien und dem Brautführer in die erste Kutsche. Ferdinand mußte mit dem Bräutigam in der zweyten fahren. Die Übrigen folgten, wie es jedem gut dünkte. Man kam in der Capelle an, wo niemand zugelassen wurde, als der zum Brautzuge gehörte. Lucie und Villaret traten vor den Altar. Ferdinands Augen hingen glühend an Natalien; sein Herz schlug hoch, er dachte an das Entzücken, wenn er so mit ihr hier stehen dürfte, wenn ihre Kälte, wenn seine Schuld ihn nicht um

dieses Glück gebracht hätten. Nun war die Trauung vollzogen; Glückwünsche, Umarmungen, Thränen empfingen das Brautpaar. Auf einmahl trat Sternhelm hervor, und wandte sich zu dem Geistlichen: Verzeihen Sie, hochwürdiger Herr! Hier ist noch ein Paar zu trauen — und mit diesen Worten faßte er Nataliens Hand. Der General ergriff die seines Sohnes. Alles staunte oder schien zu staunen; die Liebenden sahen sich zitternd an. Du hast nicht mein Sohn werden können, Ferdinand! sagte der alte Sternhelm: In meiner Familie muß ich dich aber nun einmahl haben. Dein ernster Wille für's Gute, dein Ausharren auf dem Wege der Pflicht verdient Belohnung. Empfange Natalien aus meiner Hand, und sey mein lieber Neffe! Ferdinand stürzte zu Sternhelms Füßen nieder. Er war nicht im Stande zu sprechen. Natalie weinte heftig an der Brust der Generalinn. Alles war gerührt. Jetzt erhob sich Ferdinand, und trat zu Natalien: Und werden auch Sie einwilligen, mein Fräulein? Ist es auch Ihr Wille? Er sah sie schüchtern an. Sie reichte ihm die Hand. Ihr Blick, ihre Thränen, nicht ihre Worte, versicherten ihm sein Glück. Sie zog einen Ring vom Finger, und steckte ihn an Ferdinands Hand. Er verstand sie. Er kniete vor ihr nieder, küßte diese Hand, die nun sein war,

mit ehrerbiethiger Zärtlichkeit, und führte die bebende Braut zum Altare. Noch halb trunken von seinem unerwarteten Glücke sank er nach der Trauung in die Arme seiner Ältern. Lucie und Villaret drängten sich zu ihnen, um sie zu umarmen; jede bittere Erinnerung war im Meere der Freude versunken, und die Sonne war vielleicht noch selten über vier glücklichere Menschen untergegangen.

Die früh Verlobten.

Die früh Verlobten.

(Nach einer Neapolitanischen Sage.)

Der Marchese von C..ica stammte aus einer der ältesten Familien von Neapel. Jung, schön, reich, geistvoll besaß er Alles, was dem Menschen auf Erden Glück zusichern, und ihn, aus dem unbeachteten Haufen seiner Mitbürger heraus, auf eine glänzende Stufe der Auszeichnung heben konnte. Er war sich auch dieser Vorzüge wohl bewußt, welche im geselligen Umgange ein Schleyer liebenswürdiger Bescheidenheit verhüllte, durch den sie mit erhöhtem Reize durchschimmerten, und ihm die Ansprüche, welche er insgeheim machte, und die Auszeichnungen, nach welchen er strebte, nur um so gewisser erlangen ließen, da man sich von keiner sichtlichen Anmaßung abgestossen fühlte.

Gewohnt von Jugend an, fast alle seine Wün-

sche erfüllt zu sehn, und besonders bey Frauen eben so glücklich als kühn, und eben so kühn als veränderlich, fühlte er nur in Einem einzigen Puncte, und gerade in dem, der den wichtigsten Einfluß auf sein Lebensglück hatte, sich von einem lastenden und unzerreißbaren Bande eingeengt. Sein Vater hatte ihn nähmlich, noch ehe Geronimo, so hieß der junge Mensch, einen Begriff von der Heiligkeit des Ehebandes fassen konnte, mit der Tochter des Grafen von B...zi in Florenz versprochen, dessen Familie aus Neapel stammte, und ein Zweig des fürstlichen Hauses von S...no war. Ein Prozeß zwischen diesem Hause und dem des Marchese, der große Summen betraf, und auf freundliche Art am besten zu endigen stand, war die erste Veranlassung zu dieser Verbindung. Der alte Marchese mußte um dieses Prozesses willen eine Reise nach Florenz machen. Hier lernte er seinen Gegner den Grafen von B..zi kennen. Die offene Rechtlichkeit desselben, und seine billigen Ansichten nahmen den Marchese für ihn ein, und was früher Absicht der Politik war, wurde endlich der feste Wunsch einer innigen Achtung und Anhänglichkeit, die den Marchese an den Grafen band. Der Prozeß war entschieden, die Freundschaft der beyden Familienhäupter blieb. Signora

Vittoria war damahls drey, Geronimo sechs Jahre alt. Es konnte keine Rede davon seyn, die Kinder um ihre Einwilligung zu befragen; man würde es aber vielleicht nach den Sitten Italiens, wo in den höhern Ständen die Ehen selten das Werk der Liebe oder eigener Wahl sind, auch nicht gethan haben, wenn die Kinder erwachsen, und im Stande gewesen wären, Liebe oder Widerwillen zu fühlen. Es war eine Familieneinrichtung, und man erwartete von Seite der beyden Verlobten, die gegenseitig mit beständiger Rücksicht auf jenen Plan erzogen wurden, alle mögliche Folgsamkeit.

Geronimo wuchs stolz und schön heran, alle seine Fähigkeiten entwickelten sich mit Glanz, ganz Neapel sah auf den edlen ausgezeichneten Jüngling, die Damen wetteiferten, die schimmernde Erscheinung an ihren Siegeswagen zu fesseln, manches bessere Herz schlug im Stillen für ihn, und im Gefühle seines Werthes ging er mit sichern Schritten durch die lockende Welt, die dem lebensmuthigen Jünglinge im Rosenlichte entgegen leuchtete. Alle Arten des Vergnügens standen ihm offen, mit tausend Reizen lockten sie ihn an, und er genoß des Taumelkelches, den sie ihm bothen, mit vollen Zügen, ohne jedoch das Bewußtseyn seines Schicksals darüber zu verlieren; denn wie die eiserne Kugel

am Fuße des gefangenen königlichen Aares, schleppte er die Erinnerung an die unentfliehbare Kette nach sich, welche jeden zu wilden Aufflug seiner Phantasie, wie seiner Handlungen lähmend niederzog. Er war gebunden, ewig, unauflöslich, an ein Geschöpf, das er nicht kannte, das er aber eben darum haßte, weil er es lieben sollte. Man sagte zwar, Gräfinn Vittoria sey schön, verständig, edel, und ein tiefes glühendes Gefühl verberge sich bey ihr hinter einer scheinbar kalten Außenseite. Diese Eigenschaften, welche bey jeder Andern hingereicht haben würden, ihn anzuziehen, und zu versuchen, ob er die versteckte Gluth nicht wecken könnte, rührten nur Geronimo an seiner Verlobten nicht. Er schauderte vor dem Gedanken, ihr einst für sein ganzes Leben angehören zu müssen, und wußte durch tausend Ausflüchte und Listen dem Andringen seines Vaters zu entgehen, der ihn je früher je lieber mit der als trefflich gerühmten Tochter seines Freundes verbunden gesehen hätte.

Geronimo hatte auf diese Art sein zwey und zwanzigstes Jahr erreicht. Jetzt wollte der Vater von keiner Entschuldigung mehr hören, und verlangte bestimmt, daß der Sohn ihn nach Florenz begleiten, dort seine künftige Gemahlinn kennen lernen, und nun mit Ernst an die Vollziehung

einer Verbindung denken sollte, von der er sich so viel Glück für Geronimo als für das ganze Haus versprach. Geronimo war nicht dazu zu bereden. Er weigerte sich bestimmt, und es gab unangenehme Auftritte zwischen ihm und seinem Vater. Da brach der französische Krieg aus. Auch in Neapel zuckten seine Flammen auf, auch dort wurden Truppen gesammelt, um dem allgemeinen Feind aller bürgerlichen Ordnung und Ruhe entgegen zu wirken. Geronimo ergriff hastig diese willkommene Gelegenheit. Er sah in ihr nicht bloß ein glänzendes Feld für seinen Ehrgeiz, er fand auch dadurch Aufschub und Verzögerung für eine verhaßte Zukunft, die ihm nahe vor Augen stand. Zeit gewonnen, Alles gewonnen! dachte er, und sein Vater sah sich endlich widerstrebend gezwungen, seinem Sohne zu willfahren, und ihn thätigen Antheil an einem Kriege nehmen zu lassen, dessen Zweck es damahls war, die Vorrechte des Adels, die Unverletzbarkeit der Thronen, die Heiligkeit der Religion zu vertheidigen.

Er trat als Offizier in ein Regiment seines Vaterlandes. Aber der Mangel an kriegerischem Sinne, der nach einer langen erschlaffenden Ruhe bey den italienischen Truppen eingerissen war, widerte seinem richtigen Gefühle wie seiner Einsicht.

Er hatte Gelegenheit, bey den deutschen Truppen, die in Oberitalien standen, einen ganz andern Geist kennen zu lernen, und er drang daher so lange in seinen Vater, bis dieser ihm erlaubte, den Neapolitanischen Dienst mit dem Österreichischen zu verwechseln. Ehrgeiz und Thatendurst waren zum Theil sein Wunsch, zum Theil sein Vorwand, indem er hoffte, bey irgend einer Dislocation vielleicht mit seinem Regimente ganz aus Italien, und somit von dem Gegenstande seiner Abneigung, der ihm bestimmten Braut, wegzukommen. So vereinigten sich alle Umstände, um seinen Wünschen, wie verwegen und unlauter sie waren, entgegen zu kommen, und rechtfertigten sie noch in den Augen der Welt und seines Vaters. Die Lebhaftigkeit seines Geistes, der persönliche Muth, die schnelle Fassungskraft, welche ihn früher in friedlichen Verhältnissen unter seines Gleichen ausgezeichnet hatten, machten ihn auch jetzt zum Augenmerk seiner Vorgesetzten und zum Vorbild seiner Gefährten, die er, wie an Wohlgestalt und Adel des Benehmens, so auch an geistigen Vorzügen weit übertraf, und er stieg bald bis zum Hauptmann. Einst wurde ihm der Auftrag gegeben, die Feinde unfern der florentinischen Grenze aus einer vortheilhaften Stellung zu vertreiben. Sie hatten sich hin-

ter einem Fluße verschanzt. E..ica griff sie muthig an. Der Kampf war lange und hartnäckig. Endlich wichen die Feinde, die Deutschen drangen ungestüm vor, und warfen die Franken in eine unordentliche Flucht; doch zündeten diese, um ihren Rückzug zu decken, noch ein Dorf und ein Frauenkloster an, das auf ihrem Wege lag. Geronimo setzte ihnen nach, so viel es der Zweck seines Auftrages erforderte, und kehrte dann eilig zurück, den Unglücklichen zu helfen. Das Dorf, aus armseligen Hütten bestehend, war bereits ein Raub der Flammen geworden, während die stattlichen Mauern des Klostergebäudes der Wuth derselben noch widerstanden. Man rettete, was zu retten möglich war. Klosterfrauen und Pensionärs flüchteten nach einem Gartenpavillon, den seine Entfernung und die Richtung des Windes vor gleichem Unfall schützten.

E..ica erblickte hier manches niedliche Gesichtchen, das in ruhigern Augenblicken wohl seine Aufmerksamkeit gereizt haben würde. Jetzt wich jede eitle Betrachtung dem Rufe der Menschlichkeit und Pflicht. Er that, was er vermochte, um die Zagenden zu ermuthigen, die Gefährdeten zu retten. Sein Beyspiel belebte seine Krieger, sein Ernst hielt jede Anmassung im Zaume, und seine

Besonnenheit ersetzte, was die Angst der Nonnen vergessen oder verworren hatte.

Da schrieen auf einmahl Mehrere zugleich: Ach Jesus, die Schwester Clare! — Und ihre Nichte! rief eine Pensionärinn, warf den Bündel, den sie trug, nieder, und rannte gegen das brennende Kloster zurück. O retten, retten Sie, Herr Capitän! rief jetzt eine ältliche Nonne, indem sie mit gerungenen Händen flehend auf den Marchese zuging: Dort, dort! Sie wies mit der Hand nach einer noch unversehrten Ecke des Gebäudes, welcher die Flammen sich zu nähern begannen. Aber was soll ich thun? fragte der Marchese. Ach dort, war die Antwort, im ersten Stockwerk liegt eine kranke Schwester, und ihre Nichte, die sie pflegt, ist bey ihr. Eilen Sie, fliegen Sie! C..ica wandte sich, und hatte die Pensionärinn, die den Bündel weggeworfen, schnell erreicht. Sie zeigte ihm den Weg über eine bey diesen Umständen sehr gefährdete Wendeltreppe in das Gemach der Kranken. Durch Rauch und sprühende Funken drang C..ica hinauf, und trat ins Zimmer, wo eine Klosterfrau in mittleren Jahren, deren bleiches Gesicht noch Spuren ehmahliger Schönheit trug, mit über ein Crucifix gefalteten Händen in frommer Ergebung den Flammentod zu erwarten schien,

dem sie zu entrinnen unfähig war, und nur ihre Nichte zur eignen Rettung aufmahnte. In dem Augenblicke trat der Marchese ein. Die junge Person wandte sich und rief, indem sie auf ihn zusprang: O Sie sendet ein Engel des Himmels! Bey diesen Worten blieb sie erstarrt stehen. Engel! Engel! rief sie: O rette hier! Hier! Sie wies auf ihre Tante. Der Marchese flog hinzu Er und noch einige seiner Leute, die ihm gefolgt waren, ergriffen die Kranke und ließen sie schonend an Stricken mit einem Theile ihrer Betten über das Fenster in den Garten hinab, wo bereits die Schwestern harrend standen, sie zu empfangen. Dann umfaßte der Marchese die zitternde noch immer verstummte Nichte, und sprang mit ihr, wie es gehen wollte, über die schon halb brennenden Stufen hinab. Hier legte er die Ohnmächtige ins Gras, und eilte weiter mit versengten Locken und geschwärzter Uniform, um noch zu retten und zu helfen, wo es Noth that. Der Eifer seiner Soldaten hatte bereits vieles bewirkt. Durch Vorbrechen war der größte Theil der Gebäude gerettet worden, aus den Übrigen ward geflüchtet, was noch der Mühe lohnte, der Rest sank in Gluth und Schutt. Die Truppe hatte mit Entschlossenheit ihre Pflicht erfüllt. Sie ordnete sich nun, und schick-

te sich an, ihren Marsch wieder anzutreten. Da sandten die guten Klosterfrauen Wein, Speise und allerley Gaben für die Mannschaft, und ein kostbares Geschenk für den Offizier, dessen Muth und Geistesgegenwart sie ihr Leben und den größten Theil ihrer Habe dankten. C..ica wehrte seinen Leuten nicht, die freundlich dargebothenen Erfrischungen anzunehmen, die er mit ihnen genoß. Für sein Geschenk ließ er den guten Nonnen danken, und hieß sie es den Einwohnern des abgebrannten Dorfes senden. Somit zog er, wie es zu dunkeln anfing, weiter, und erreichte seine Station vor Mitternacht.

In seinem Herzen war es ruhig, ja das Gefühl einer menschenfreundlichen Handlung, das Bewußtseyn, nicht ohne eigne Gefahr für Andere thätig gewesen zu seyn, goß einen stillen Frieden, dessen er nicht oft so süß genossen hatte, in sein Herz. Aber nicht so gut war es der armen Vittoria geworden. Sie war die Pensionärinn, welche, um eine kranke Tante, die Schwester ihrer seligen Mutter, in einer langen schmerzhaften Krankheit zu pflegen, vor einigen Wochen aus dem Kloster in Florenz, wo sie bisher gelebt hatte, nach jenem Frauenstifte auf dem Lande gekommen war. Damahls dachte man nicht daran, daß die Rich-

tung der militärischen Operationen sich nach jener Gegend ziehen würde; und als es späterhin geschah, und Graf B..zi seine Tochter gern wieder nach dem sicheren Florenz zurück gehabt hätte, konnte sich diese nicht entschließen, die geliebte leidende Verwandte, die sich an ihre Pflege gewohnt hatte, zu verlassen. Sie war entschlossen, jedes Loos mit ihr zu theilen, und zu erleiden, was das Schicksal über sie Beyde verhängen würde. So war sie auch an diesem Schreckenstage nicht von ihrem Lager gewichen; und nachdem mehrere Versuche, Hülfe zu errufen, oder die Kranke zu retten, ihrer schwachen Kraft mißlungen waren, war sie durch kein Zureden der Tante zu bewegen, sich mit Zurücklassung der hülflosen Kranken zu flüchten, weil es noch Zeit war.

Während dieses Wettstreites von Edelmuth und Liebe hörten die zagenden Frauen rasche Männertritte über die Treppe herauf stürmen, die Thüre flog auf, Vittoria stürzte dem Eintretenden entgegen, und erstarrte nach den ersten Worten; denn ein wirklicher Engel des Himmels an Schönheit und Edelmuth schien vor ihr zu stehn. Ihm dankte sie ihre eigne Rettung, ihm, was ihr noch theurer war, auch die Erhaltung ihrer Tante. Auf seinen Armen, an seiner Brust lag sie,

als er sie die Treppe hinab trug, und ihre Sinne schwanden vor der Gewalt so starker und so wechselnder Eindrücke, als die letzte Viertelstunde für sie enthalten hatte.

Als sie zu sich kam, war der himmlische Bothe verschwunden. Die Gespielinnen, die Klosterfrauen standen um sie. Man erzählte, man verständigte sich, und mit einem Schrey des freudigsten Schreckens erfuhr Vittoria, daß der, der ihr so hinreissend erschienen war, und dem sie so viel zu danken hatte, der junge Marchese von C...ica, ihr Verlobter, ihr künftiger Gemahl war.

Ein neues Leben ging mit diesen Worten in der Brust des einsamen stillen Mädchens auf. Dieser edle, schöne, tapfere Jüngling war ihr beschieden, in seinen Armen sollte sie ihr Leben zubringen, und vor allen Frauen Italiens das neidenswertheste Loos erreichen. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß auch C..ica, sobald er hören würde, wen er mit Gefahr seines eigenen Lebens aus den Flammen gerettet, den sichtbaren Finger der Vorsicht in diesem wunderbaren Zusammentreffen erkennen, und sich doppelt freuen werde, daß der wichtige Dienst, den er großmüthig

einer Fremden zu leisten vermeinte, ihm die durch heilige Verpflichtungen angehörende Verlobte erhalten habe. Sobald also im Kloster alles wieder in leidlicher Ordnung war, schrieb sie sogleich an ihren Vater, theilte ihm den ganzen Vorfall mit, und ersuchte ihn, durch den alten Marchese auch ihren Verlobten davon unterrichten zu lassen.

Graf B...zi schrieb an seinen Freund. Die einfache Erzählung, mit den rührenden Farben geschildert, wie das Gemüth des still und ernst erzogenen Mädchens sie wiederspiegelte, wirkte seltsam auf den alten Marchese, und ließ ihn aus der schnellen Entfernung seines Sohnes von dem Schauplatz der Begebenheit, aus seiner geringen Neugier, den Nahmen seiner Geretteten zu erfahren, oder aus seiner Gleichgültigkeit, wenn er ihn erfahren hatte, wenig Gutes für Vittoria ahnen. Aber Vittorien mußte diese Besorgniß ein Geheimniß bleiben und man suchte sie mit allerley Vorspiegelungen hinzuhalten. Indeß bekam C..ica's Regiment Befehl, aus Italien an den Rhein zu marschieren, und Niemand war froher als der Marchese, als er die Alpen und mit ihnen das Land, wo ihn eine öde Zukunft angähnte, im Rücken hatte, und in den weiten Räumen, die sich

vor ihm ausbreiteten, einen neuen Schauplatz für seine Wünsche und Talente erblickte.

Das alte Spiel begann mit neuer Lust. Liebe und Ruhm theilten sich in das Herz und die Zeit des jungen Kriegers. Er stieg mit raschen Schritten zum Stabsoffizier empor; ein Ehrenzeichen schimmerte an seiner Brust, und der, dem keine Batterie, kein Festungswall widerstand, fand auch wenig Widerstand im Herzen jener Damen, die den, vom Rufe verkündeten, Sieger mit Verlangen erwarteten, um ihn zu besiegen oder von ihm besiegt zu werden.

Von allem diesem durfte Vittoria nichts ahnen. Es war auch leicht, in der Abgeschiedenheit des Klosters, in dem sie lebte, und bey ihrem geringen Hange, sich von den Welthändeln zu unterrichten, diese Nachrichten von ihr fern zu halten. Aber daß Geronimo gar nichts über sein Abenteuer im Kloster schrieb, und, als sein Vater ihn damit bekannt machte, sich sehr unzart äußerte, er habe das Mädchen wenig angesehn, und es sey ihm völlig einerley, ob er diesen Dienst der Menschlichkeit einer ganz fremden, oder dieser ihm ewig fremd bleibenden Person

geleistet habe, das ließ den Vater tief in das Herz des Sohnes blicken, und erstickte beynahe jeden Funken der Hoffnung auf das Gelingen seines Planes. Indessen mußte Vittorien doch etwas gesagt werden. Man ließ Briefe verloren gehen, Geronimo in der Hand verwundet werden, sein Regiment in steter Bewegung seyn u. s. w. Vittoria glaubte eine Weile. Was glaubt die Liebe und ein heftiger Wunsch nicht! Sie rief sich noch immer mit Lust die Scene jener Feuersbrunst zurück; sie mahlte sich jeden Blick, hörte noch jedes Wort, und sog süßes Gift aus diesen Erinnerungen. Mit Herzklopfen vernahm sie die Ankunft des Briefbothen an der Klosterpforte, sie kannte den Zug der Klingel, der ihn verkündete; mit Angst erbrach sie die Briefe ihres Vaters, in deren jedem sie Nachricht von dem Geliebten erwartete. Es kam keine. Endlich hätte auch die gutmüthigste Leichtgläubigkeit sich nicht länger beruhigen lassen; denn mehr als ein Jahr war nun vorüber gegangen, seitdem der launenhafte Zufall ihr ihren Verlobten gezeigt, und wieder entrückt hatte. Er mußte von diesem Ereignisse wissen, er mußte die kennen, die er gerettet, die er sich dadurch mit ewigen Banden verpflichtet hatte, und — er gab kein Lebenszeichen, ja sie

schien nicht auf der Welt für ihn zu seyn! Dieser Gedanke durchwühlte ihre Brust mit stechendem Schmerz, und nur mit Anstrengung und nach vielen bittern Kämpfen brachte sie es zur Überzeugung und zum Glauben an ihre Verlassenheit. Dennoch erneuerte die ängstliche Liebe noch öfter jene Hoffnungen, der kalte Verstand gab immer dieselbe Antwort, und dieser ewige Wechsel zerstörte endlich den innern Frieden der Unglücklichen.

Ihre Gesundheit litt sichtbar, ihr feuriges Auge erlosch unter vielen Thränen, die zarten Züge sanken ein, und das feine Roth der Wangen erblich. Als nun aber der Friede von Campo Formio nach langen Stürmen der müden Welt einige Ruhe verhieß, und die Regimenter in ihre Standquartiere rückten, kam auf einmahl in Vittoria's Einsamkeit die Nachricht, der alte Marchese C...ica liege an einer schweren Krankheit zum Tode nieder, und habe seinen Sohn zu sehen und zu sprechen gewünscht. Der Friede gebe dem jungen Manne die Freyheit, nicht allein jetzt, sondern für immer den Kriegsdienst zu verlassen, und seine Güter im Neapolitanischen anzutreten, und es sey also kein Zweifel, daß er ehestens nach Italien kommen und Vittoria's Geschick sich dann entscheiden müsse.

Diese Kunde regte alle Fibern ihres Herzens in stürmischer Bewegung auf, und wirkte nicht wohlthätig auf das vorher schon gestörte Gleichgewicht ihres Wesens. In ruheloser Spannung sah sie jetzt jeder Nachricht entgegen, deutete jedes Wort, das sie vernahm, schöpfte aus jedem Ereigniß Gründe zur Hoffnung oder Angst, ja ihr von Liebe und Schwärmerey durchdrungenes Gemüth suchte sogar prophetische Andeutungen in jeder Kleinigkeit, legte das Glück oder Unglück ihrer Zukunft in jede zufällige Begebenheit, jedes Blumenblatt, jeden Zug der Wolken.

Jetzt vernahm sie, daß Geronimo in Neapel eingetroffen, und eben noch zurecht gekommen sey, um den Segen seines sterbenden Vaters zu empfangen. Nun stand ihr mit jedem Augenblicke die Entscheidung ihres Schicksals, der Ausspruch über Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens bevor. Mit aufreibender Unruhe erwartete sie jeden Posttag und erbrach jeden Brief an ihren Vater. Aber es vergingen zwey, drey Monathe, und es kam keine Nachricht. Stolz und Rücksicht für die Würde seiner Tochter verbothen dem Grafen B..zi den geringsten Schritt zu thun. Nur entfernte Erkundigungen waren möglich, und was diese gaben, klang nicht tröstlich. Marchese C..ica war,

sobald es der Anstand erlaubte, wieder überall zu sehn, wo die glänzende Welt sich versammelte, und wie einst der Liebling des schönen Geschlechts, der Neid und das Augenmerk des seinigen. An seine Braut, an die Pflichten, die er gegen sie habe, schien er nicht zu denken.

Endlich fiel es ihm doch ein, und Graf B..zi erhielt einen Brief von ihm. In sehr zierlichen Redensarten, und mit Betheurung der großen Achtung, welche er gegen das Haus B..zi hege, bedauerte er, daß es seinem Herzen unmöglich sey, die Verpflichtung zu erfüllen, welche sein Vater in einem Alter für ihn eingegangen, in welchem er Geronimo, von nichts in der Welt und also auch nicht von der Wichtigkeit eines solchen Vertrages eine Vorstellung haben konnte; daß er, so lange sein Vater gelebt, aus kindlicher Pflicht das Band nicht zu lösen gewagt habe, welches doch keines der beyden Verlobten, die sich nicht liebten, ja nicht einmahl kannten, beglücken würde; daß er aber jetzt sich um den Grafen B..zi, und selbst um Gräfinn Vittoria, deren Schönheit und Tugend ihr die Achtung der ganzen Welt zusichere, ein Verdienst zu erwerben glaube, wenn er freywillig diesem Bündnisse entsage, und der Gräfinn die Freyheit gebe, mit ihrer Hand, ihren Reizen, ih-

ren Reichthümern einen Würdigern zu beglücken u. s. w.

Der Brief war künstlich abgefaßt; aber die Blumen, welche den Stachel, den er enthielt, verdecken sollten, vermochten den besorgten Vater nicht zu täuschen. Er hörte aus allem nur die Zernichtung aller seiner Wünsche, und, wie er den Gemüthszustand seiner Tochter kannte, ihr Todesurtheil. Liebe zu seinem Kinde, der Wunsch, ihr wo möglich das zu erhalten, was sie für ihr größtes Glück hielt, übermannten endlich seinen gerechten Stolz, und er ließ sich herab, dem Marchese viel milder zu antworten, als er es sich im ersten Gefühle beleidigter Ehre vorgenommen hatte. Er schien nur die Worte desselben auffassen, und den Sinn mißverstehen zu wollen, indem er ihm versicherte, daß er nach dem wichtigen Dienste, den er seiner Tochter geleistet, ihr und ihm nicht mehr fremd seyn könnte, und daß es Vittorien nicht schwer werden würde, falls ihre Verbindung vollzogen werden sollte, die Gesinnungen der Dankbarkeit, welche sie für den Retter ihres Lebens hege, in zärtlichere Empfindungen zu verwandeln.

Geronimo fluchte, wie er den Brief empfing, und antwortete in der Aufwallung seines Ärgers so trocken und bestimmt auf des Grafen schonende

Ausbeugung, daß dieser nur von der Rücksicht auf sein Alter, und Vittoria's doppeltes Unglück abgehalten wurde, den bübischen Verächter aller Treue und Ehre nicht zum Zweykampf zu fordern, und die verletzte Ehre seines Hauses in dessen Blute abzuwaschen. Einer Antwort würdigte er ihn nicht, und dachte nur daran, wie er seiner unglücklichen Tochter diese Nachricht beybringen sollte. Seine fromme Schwägerinn, eben jene Schwester Clara, an deren Krankenbette Vittoria zuerst den Mörder ihrer Ruhe hatte kennen lernen, mußte ihm beystehen, sie vorzubereiten, zu trösten, zu stärken. Er sprach mit ihr darüber und der schwere Schritt wurde mit der größten Vorsicht und Schonung gethan. Aber alle diese Sorgfalt scheiterte an der leidenschaftlichen Heftigkeit, womit die Nachricht Vittorien ergriff. Vergebens bemühten sich Vater und Tante, ihr den Verlust eines Unwürdigen als einen Gewinn für ihr künftiges Glück zu schildern; vergebens suchten sie, sie zu überzeugen, daß sie an der Hand eines gleichgültigen oder erzwungenen Gemahls nie ein ihrer Tugenden würdiges Loos gefunden haben würde. Jener erste Moment, wo die Göttergestalt ihr erschienen war, sein Heldenmuth, seine Menschenliebe hatten für ihr Leben entschieden. Was ihre

Verwandten ihr von seiner wüsten Lebensweise sagten, glaubte sie nicht, sie sah nur Unglück und Verblendung in seiner Weigerung, sie hörte keine Vorstellung, keinen Trost an. Thränen, Verzweiflung oder dumpfes Starren wechselten in ihrem Gemüthe; noch denselben Abend ergriff sie ein hitziges Fieber, und nach drey Tagen, während welchen sie entweder in dumpfer Betäubung lag, oder in wüthenden Phantasien den Nahmen des Unseligen auf ihren Lippen, sein Bild vor ihren entflammten Blicken hatte, endete ein convulsivischer Anfall ihr Leben, nicht ohne daß sie vorher wohl hundertmahl versichert und geschworen hatte, der von Gott ihr bestimmte Verlobte müsse ihr werden, und sie werde auch im Grabe nicht von ihm lassen. Der trostlose Vater ließ die irdische Hülle seiner Tochter in die Familiengruft des fürstlichen Hauses von S..no im Neapolitanischen, von dem er stammte, mit aller jener Pracht und Feyerlichkeit abführen, die seinem zerrissenen Herzen ein täuschendes Labsal von erwiesener Liebe und Ehre gab, und folgte ihr binnen Jahresfrist. Schwester Clara, an Entsagen gewohnt, übertrug in stiller Ergebung auch diesen Schmerz. Dem Verräther ward die Kunde aller dieser Ereignisse nur durch öffentliche Blätter.

Vittoria's Tod, der seinem schnöden Briefe so-bald gefolgt war, daß er den Zusammenhang die-ser Begebenheiten nicht mißkennen konnte, erschüt-terte den leichtfertigen Sünder doch ein wenig, und er blieb ein Paar Tage ernster; bald aber riß ihn der Wirbel der Zerstreuungen mit sich hin, und das glückliche Gefühl der neuen Freyheit über-täubte die Vorwürfe seines ohnehin nicht zarten Gewissens.

Was er gehofft hatte, ward ihm doch nicht. Eben die Losgebundenheit von dem Joche, welches ihn so schwer gedrückt hatte, gab ihm, indem sie ihm die Möglichkeit darboth, jedes beliebige Band zu knüpfen, eine Unentschlossenheit und Wählig-keit, die er vorher nicht gekannt, und nie zu ken-nen gedacht hatte. Gesättigt durch leichtsinnige Lie-beleyen, hauptsächlich nur mit jener Art von Wei-bern bekannt, deren Aufführung ihn an jeder weib-lichen Tugend zweifeln machte, hielt er das ganze Geschlecht für nichts weiter als ein Spielzeug sei-ner Launen, und glaubte sich von jeder Rücksicht oder zarteren Empfindung gegen jene losgespro-chen, deren Streben ja auch nur nach Genuß, oder nach seinem Nahmen und Reichthum zielte.

Diese Ansicht kühlte den ohnedieß Erkalteten, spannte den Genußsatten noch mehr ab. Nie gewohnt, streng über sich nachzudenken, war er weit entfernt, den Grund seines Überdrusses in seiner eignen Brust zu suchen, schrieb alle Schuld auf die Sinnesart seiner Landsmänninnen, und hoffte in andern Ländern, neuen Lebensgenuß, frischen Reiz für sein ermattetes Herz zu finden. In dieser Absicht trat er zwey Jahre nach Vittoria's Tode eine große Reise durch Europa an, sah Wien, Berlin, Paris, London, und jene Gegenden Deutschlands wieder, in denen er als lebensfroher Jüngling, als ruhmbegieriger Krieger gelebt, und Alles so viel schöner und ansprechender gefunden hatte, als jetzt. Er warf das Geld mit vollen Händen hinaus, er jagte nach jeder Freude, haschte nach jedem Schein des Glückes und sank unbefriedigt, angeeckelt, nach einem kurzen Wahn in seine vorige Unbehaglichkeit zurück.

Drey Jahre irrte er so in weiten Fernen herum, und kehrte endlich, um viele Tausende ärmer, und um nichts als unangenehme Erfahrungen reicher, wieder nach Neapel zurück. Hier fanden ihn seine Freunde sehr geändert, und schrieben seinen Mißmuth, seine Unempfänglichkeit einem Anfall von Spleen zu, den er sich in England ge-

hohlt. Er aber suchte noch immer nach Genuß und Freude, ohne sie zu finden, und verfiel auf die seltsamsten Einfälle, die kostbarsten, die ungereimtesten Unterhaltungen, um durch das Ungewöhnliche seine ermattete Einbildungskraft aufzuregen, und sich auf kurze Zeit der Täuschung, als sey er jetzt wirklich vergnügt, hinzugeben.

Mitten unter diesen fruchtlosen Bestrebungen sorgte indeß der Zufall freundlicher für ihn, als alle seine Erfindungskraft nicht hatte thun können. Es war an einem schönen Frühlingsnachmittage, als er durch die Straßen von Neapel schlendernd, ohne eigentlich zu wissen warum? in die Hallen einer geöffneten Kirche trat, in welcher der Nachmittags-Gottesdienst Menschen versammelt hatte. Am Hochaltare flammte heller Kerzenschein und tönte Gesang und Glockenläuten, aber in den Seitengewölben herrschte Dämmerung und Schweigen; und in einer dieser Vertiefungen erblickte er eine Frauengestalt in tiefer Trauer vor einem Altar in stiller Geistessammlung hingesunken, deren Haltung und Anzug nichts Gewöhnliches verkündete, und sie auffallend von den gemeinen Gestalten unterschied, welche zu dieser Stunde die Kirchen zu besuchen pflegen.

Der Marchese betrachtete sie aufmerksam. Der schwarze Schleyer, der ihr Gesicht gerade von der Seite beschattete, wo Geronimo stand, hinderte ihn zwar ihre Züge zu sehn; doch konnte er bemerken, daß sie sehr edel gebaut, mit Geschmack und jener Wahl gekleidet war, die auf höhern Stand und feinere Bildung schließen ließ. Auch gewahrte er bald zwey Bediente in eleganter Livree die etwas weiter rückwärts standen, und wahrscheinlich das Gefolge der Dame ausmachten, da rings umher in der Kirche sich Niemand zeigte, dem sie angehören konnten. Er betrog sich auch nicht. Die Vesper war zu Ende, die Gemeinde kam in Bewegung und mit ihr die schöne Dame. Eine lange edle Gestalt richtete sich von den Stufen, worauf sie gekníeet hatte, auf, die Bedienten traten herzu, dieser um das Gebethbuch, jener um die Schleppe zu fassen; sie wendete sich, und der Marchese erblickte ein Gesicht von so ausgezeichneter Schönheit, so himmlischem Ausdruck, daß er, der feine Kenner weiblicher Reize, sich mit Überraschung gestand, nie etwas dergleichen gesehen zu haben. Die auffallende Bläſſe, die diese zarten Formen überzog, gab, indem sie die schwermüthige Gluth der dunkel beschatteten großen Augen erhob, der ganzen Gestalt einen rüh-

renden Ausdruck, und fesselte des Marchese Aufmerksamkeit mit einer Gewalt, deren er sich selbst kaum mehr fähig gehalten hatte. Er folgte ihr auf dem Fusse, er stellte sich an die Kirchthüre, wo sie des Gedränges wegen einige Augenblicke stille stehn mußte, so, daß er sie ganz genau betrachten, und nun im vollen Lichte des Tages bestätigt sehen konnte, was ihm in der Dämmerung der Seitencapelle nur ahnend erschienen war. Jetzt rollte eine elegante Equipage vor, die Bedienten öffneten den Schlag, die Dame stieg ein, der Marchese stand verloren in der Anmuth der Bewegung, mit der sie es gethan hatte, und der Wagen rasselte über das Pflaster hin. Nun hatte Geronimo nichts Eiligeres zu thun, als sich in eine der Miethkutschen zu werfen, die zu seinem Glücke der Kirche gegenüber standen, und dem Kutscher zu befehlen, jene Equipage nicht aus den Augen zu lassen, und ihr nachzufahren, wo immer sie sich hinwenden möchte. Was er befohlen hatte, geschah. Der elegante Wagen fuhr durch einige Straßen, dann aus der Stadt hinaus, weit in die einsame Campagne, wo von fern nur einzelne Häuser standen. Geronimo erblickte gegenüber einigen ärmlichen Hütten ein zwar prächtiges, aber dem Anscheine nach unbewohntes Schloß, dessen Bauart

und Ansehen auf ehemahligen Glanz und jetzige Verfallenheit schließen ließ. Hier hielt der Wagen. Das Thor öffnete sich, die Kutsche rollte in einen finsteren Thorweg, die Flügel schloßen sich knarrend wieder. Der Marchese sprang aus, hieß seinen Miethwagen warten, und zog die Klingel. Niemand kam. Er wurde ungeduldig, er schellte, das zweyte, das sechste, das zehntemahl. Endlich öffnete sich ein Nebenpförtchen. Eine alte Frau in sauberer bürgerlicher Kleidung sah zur halb geöffneten Thüre heraus, und fragte, was beliebte?

Der Marchese erkundigte sich, wer hier wohne? Die Alte schien befremdet, sie antwortete nicht, und weigerte sich lange, dem vorwitzigen Frager Bescheid zu geben. Endlich erhielten seine Schmeicheleyen, sein Gold so viel zur Auskunft, daß eine fremde vornehme Dame, die über den Verlust ihres Gemahls untröstlich sey, seit einigen Wochen dieß sonst unbewohnte Landhaus gemiethet habe, um hier ihrem Schmerze in tiefster Einsamkeit zu leben. Den Nahmen der Dame konnte Nichts der Alten entlocken, und es wurde dem Marchese zuletzt wahrscheinlich, daß das nicht sowohl gewissenhafte Verschwiegenheit als wirkliche Unwissenheit sey, indem die Dame es nicht für nöthig gefunden haben mochte, der Alten, die eine Pförtnerinn oder

Hausmeisterinn zu seyn schien, ihren Nahmen preis zu geben.

Er hatte nicht viel erfahren; aber es diente dennoch, den Funken, der in sein Herz gefallen war, zu lebhafterem Gefühle zu entflammen. Die Schönheit der Unbekannten hatte hingereicht, seine Neugier und seine Theilnahme aufzureizen, die Seltsamkeit des Abentheuers steigerte seine Erwartung, die Schwierigkeiten verdoppelten seinen Eifer, und er ertrug es sehr ungern, daß ihm die Alte mit der bestimmtesten Kälte jede Hoffnung abschlug, ihre Dame zu sprechen, oder ihr auch nur von diesem Wunsche Kunde zu geben.

Mißmuthig, aber nichts weniger als entmuthigt, verließ er das Haus und kehrte nach Neapel zurück, um hier in den Cirkeln der großen Welt, und durch seine Vertrauten in den niederen Regionen, irgend eine Nachricht von seiner Artemisia einzuziehen. Doch auch diese Bemühungen blieben fruchtlos, besonders da er, um sein Geheimniß nicht ganz bloß zu geben, und sich vielleicht Nebenbuhler zuzuziehn, die größte Vorsicht brauchen mußte.

Indessen fand er sich gleich am folgenden Tage um dieselbe Stunde in derselben Kirche ein, wo er gestern die schöne Betherinn gesehen. Sie war nicht

da. Er suchte sie an andern Andachtsorten, er fuhr auf's Land, er ging um die wohlverschloßne Villa herum — kein Mensch zeigte sich. Er klingelte — niemand kam, auch die Alte nicht; er mußte unverrichteter Dinge abziehen, aber er that es mit dem festen Entschluße, doch sein Ziel zu erreichen, wie er es hundertmahl schon durch Schmeicheley, Gold und Liebenswürdigkeit erreicht hatte.

Abgekühlt durch fruchtlose Bestrebungen und mehrere darüber hingegangene Tage, sah er endlich ein, daß so stürmende Versuche vielleicht unzweckmäßig seyn, und Geduld, mit List verbunden, ein sichrerer Führer werden möchte. Er faßte sich in Ergebung, er schlich um das Haus herum, er erspähte alle Gelegenheiten und sah nach mehreren Tagen die Alte mit einem Korbe dem nächsten Dorfe zu wandern. Er folgte ihr, knüpfte ein Gespräch an, der Dame ward nicht erwähnt, aber er hatte Lust, sich in der Gegend anzukaufen. Er fragte, wem das Haus gehörte, in dem die Alte wohnte, und hörte den ihm unbekannten Nahmen einer ausländischen Familie nennen, die dieses Haus vor vielen Jahren gekauft, weil damahls einem Gliede derselben von dem Arzte die

milde Luft von Neapel war verordnet worden. Seitdem war es meist leer gestanden, wenn nicht vielleicht Jemand aus diesem Hause hierher gekommen, oder man es einem Reisenden aus Gefälligkeit zu bewohnen erlaubt habe. Auf diese Weise war es auch der Wohnsitz der Dame in Trauer geworden, die ebenfalls hier fremd sey. Der Marchese wünschte, es besehen zu dürfen, jedoch ohne die Dame zu belästigen; er bath daher, ihm die Stunden zu nennen, wenn sie nicht zu Hause, vielleicht in Neapel bey Bekannten, vielleicht in der Kirche wäre u. s. w. Die Alte wurde geschwätziger. Die Dame hatte keine Bekannten in Neapel, ihre Andacht verrichtete sie meistens in der Schloßkapelle; doch wolle sie suchen, sie dahin zu vermögen, daß sie in den Garten hinab ginge, indeß ein Fremder die Wohnung besehen wollte. Der Marchese war auch damit zufrieden, er beschenkte die Alte großmüthig, und versprach in zwey Tagen wieder zu kommen; er wollte nicht zu hastig scheinen.

Diese zwey Tage dünkten ihn unerträglich lang; denn am Dritten hoffte er ohne Zweifel seine Unbekannte zu sehen. Er hatte seinen Plan entworfen, durch List oder Kühnheit mußte er gelingen. Er fuhr an die Villa, die Alte öffnete, er

trat in den Hof. Bogengänge in edlem Style reihten sich um den viereckigten Raum, in welchem ein Springquell aus einer sehr schön gearbeiteten Gruppe von Wassergöttern einen reinen Strahl in die Luft empor spritzte. Ein paar dunkle Pinien beschatteten in einer Ecke einen steinernen Sitz, hoher Graswuchs bedeckte den unbetretenen Platz, alles war still, menschenleer, und zeugte von langer Unbewohnheit, ja von Verfall. Der Marchese sah sich rings um, ein seltsames Gefühl ergriff ihn, eine Art von Wehmuth, die er nie gekannt hatte. Die Alte wies durch eine luftige Halle, von hohen Marmorsäulen unterstützt, auf den hinter der Villa gelegenen Garten, wo Eiben-Pyramiden, steifgeschnittene Alleen, und einige Statuen in dunkeln Spalier-Nischen die Pracht der ehemahligen Besitzer, wie den Geschmack der Zeit beurkundeten, in welcher das Alles erbaut worden war. Dann führte sie den Marchese eine schöne breite Treppe hinauf, durch prächtig aber altmodisch eingerichtete Gemächer, rühmte Bauart und Bequemlichkeit des Hauses, und sagte, indem sie noch ein Zimmer öffnete und leiser sprach: die Signora sey zu Hause, und habe nichts dagegen, daß Jemand den Pallast besähe, vielmehr wünschte sie ihren Freunden, die ihn ihr auf kurze

Zeit zu bewohnen erlaubt, durch einen vortheilhaften Verkauf nützlich zu werden. C...ica hörte diese Worte mit großem Vergnügen; doch vermied er es zu zeigen. Er ging mit der Alten noch recht gemächlich alle Gänge und Abtheilungen des Schlosses durch, und verlangte erst dann, daß sie der Signora in seinem Nahmen danken, und ihm die Erlaubniß erbitten möchte, wenn es ohne ihre Ungelegenheit geschehen könne, auch jene Zimmer zu sehen, die sie bewohnte. Die Alte ging, der Marchese blieb allein, seinen Gedanken überlassen; sie waren alle bey der Unbekannten, und deßwegen hatte er nicht Zeit zu bemerken, was ihm sonst aufgefallen seyn würde, daß in dem ganzen weitläufigen Gebäude außer der Dame und der Pförtnerinn kein Mensch zu hausen schien. Die Alte kam zurück. Die Dame hatte eingewilligt. Eine lebhafte Röthe der Freude überflog Geronimo's Gesicht. Sie gingen durch einige sehr einfach eingerichtete Zimmer, und nun öffnete die Pförtnerinn ein Kabinet, das hoch, gewölbt, und, nur durch ein einziges Fenster erleuchtet, nicht sehr hell war. Die Aussicht ging über den Garten hin nach dem Vesuv. Ein Alkov, von hohen marmornen Säulen gebildet, zwischen denen ein dunkler seidner Vorhang bis zur Erde hing, verdeckte einen noch innerern

Theil des Gemaches. Der Marchese glaubte allein zu seyn. Er betrachtete die Einrichtung, die Geräthschaften; alles trug das Gepräge eines düstern, von diesem Leben abgewandten Sinnes. Da rauschte es hinter ihm wie ein seidenes Gewand; er sah sich um, die Unbekannte stand vor ihm, und vielleicht zum erstenmahl, seit jener goldenen Zeit der ersten Liebe in seiner ausgeglühten Brust, benahm ihm der Anblick so großer und wunderbarer Schönheit die Fähigkeit, den ersten Augenblick der Bekanntschaft durch eine kalte Galanterie zu entweihen. Er stand ein paar Secunden sprachlos; nun sagte die Dame mit einem Silberlaute, der unbeschreiblich tief in sein Herz drang, ihm einige höfliche Worte über das Geschäft, das ihn hergeführt, und gab ihn dadurch sich selbst wieder. Er faßte sich, schalt seine Schüchternheit innerlich selbst, und war wieder ganz, was er immer gewesen, der unbefangene und seines Erfolges sichere Sieger des schönen Geschlechtes.

Hier indessen schienen die oft erprobten Künste sich dennoch nicht zu bewähren. Auf diese edlen aber höchst ernsten Züge war durch keine noch so feine Schmeicheley ein Lächeln zu zaubern, diese blassen Lippen öffneten sich nur zu gehaltvollen aber kalten Worten, und die rührend gesenkten dunkeln Augen

hoben sich nur selten bis zu denen des Marchese. Alle Wünsche, alle Empfänglichkeit für Erdenfreuden schienen in dieser trauernden Gestalt mit dem geliebten Gemahl nach jenseits entflohen zu seyn, und ihr nur ein schattengleiches Daseyn zurück gelassen zu haben. Doch selbst diese Abgeschiedenheit von allem Irdischen, bey so viel Geist und Gemüth, wie sich unverkennbar in den Äußerungen der Unbekannten zeigte, bildete eine so anziehende Erscheinung, daß der Marchese sich viel und ernster bewegt fühlte, als er es diesem Abenteuer anfänglich zugetraut hatte. Klugheit und eine gewisse Schüchternheit, die der Anblick dieser Frau ihm einflößte, bewogen ihn, seinen ersten Besuch sehr kurz zu machen. Doch wagte er es beym Fortgehen, leise auf die Möglichkeit anzuspielen, ob er auch wieder kommen, und mit ihr das Weitere wegen Zeit und Bestimmung des Hauskaufes abreden dürfe? Sie sagte nicht Nein, sie sagte nicht Ja, sie sah stumm und seufzend vor sich hin, und C...ica sah sich genöthigt, seine Frage bestimmt zu wiederhohlen, und sich die gelegene Stunde zu erbitten. Nun, wie aus einem Traume erwachend, heftete sie den Blick mit seltsamen Ausdruck auf ihn, und sagte: Heut über acht Tage um zehn Uhr

Vormittag. Sie neigte den Kopf, der Marchese verbeugte sich ebenfalls tief, und ging.

So war ihm noch nie zu Muthe gewesen, so angezogen, und doch so fern gehalten, hatte er sich noch nie gefühlt. Er war sich selbst ein Räthsel geworden, und in Träume versunken, doch wohl zufrieden mit seiner neuen Bekanntschaft, kehrte er den Weg nach Neapel zurück, und mühte sich vergebens und lange ab, zu finden, an was ihn diese Unbekannte erinnere, wo er diese Züge gesehn, und besonders den Ton dieser Stimme gehört hätte? Denn es war ihm, je länger er mit ihr gesprochen, je wahrscheinlicher geworden, daß er sie damahls in der Kirche nicht zum erstenmahl in seinem Leben gesehen habe. Doch mit aller Anstrengung fand er gar nichts in seinem Gedächtnisse, was ihm Aufschluß geben konnte, und er entsagte endlich dem fruchtlosen Sinnen.

Während der acht Tage, welche die Unbekannte so strenge zwischen seinen ersten und zweyten Besuch gesetzt hatte, hatte seine alte Natur Zeit gewonnen, sich wieder in ihrer ganzen Verderbtheit zu erheben. Er schalt sich einen Thoren, daß er sich von einer, nur neuen und künstlicheren Maske der Coketterie hatte täuschen, und in reifen Jahren bey so viel Weiberkenntniß von dem

oft versuchten und stets zweckmäßig befundenen Pfade der Kühnheit und Schmeicheley habe abbringen lassen. Ihm erschien nun die ganze Sache in anderem Lichte. Die Signora auf der alten Villa war nichts anderes und nichts besseres als alle übrigen Evenstöchter; ihre Zurückgezogenheit war ein wohl ausgelegter Köder, ihre Trauer um den verstorbenen Gemahl ein überdachtes Spiel, um lebendigen Liebhabern anziehender zu erscheinen, ihre Kälte endlich Maske, um sich kostbar und neu zu machen. Er glaubte sogar sehr großmüthig zu seyn, wenn er über ihre Familie, Stand und Witwenschaft weiter keinen Zweifel hegte, und sie für das nahm, wofür sie sich gab.

Ungemein abgespannt durch Betrachtungen dieser Art, und fest entschlossen, das nächste Mahl besseren Gebrauch von der Erlaubniß, die Dame zu besuchen, und bedeutendere Fortschritte in ihrer Gunst zu machen, erwartete er ruhig aber mit Lust den bestimmten Tag, und war mit dem Schlage zehn Uhr an der Villa. Die Pförtnerinn schloß auf, und geleitete ihn, wie das erstemahl, durch die lange Reihe von Zimmern. Dießmahl fiel es ihm auf, daß er außer ihr Niemand gewahr wor-

den war, der zur Bedienung einer Frau gehören konnte, die, nach Allem zu urtheilen, von hohem Range war; das erregte seine Neugier, und gab dem Verhältnisse einen Reiz mehr. Mit angenehmer Erwartung trat er in das Kabinett, das die Alte öffnete, und ihn eintreten ließ.

Die Unbekannte stand vor ihm. Ein galant keckes Wort, das von seinen Lippen flattern wollte, erstarb vor dem finstern Ernste, mit dem sie ihn schweigend betrachtete; er verbeugte sich stumm und ehrerbiethig. Schweigend ging die Signora auf das Canapeh in der Nische des Kabinetts zu; schweigend deutete sie dem Marchese, auf einem Stuhle Platz zu nehmen; sie fand es nicht für gut zu reden, und ihm mangelte zum erstenmahl in seinem Leben der Muth. Es lag ein Ausdruck von Ernst und Todeskälte in diesen blassen Zügen, der ihm das Herz zusammenzog, und dennoch schien aus der Tiefe des dunkeln Auges ein Strahl warmer Lebens- ja Liebesgluth zu brechen, der einen unbeschreiblichen Eindruck machte, und was jene Kälte zu erstarren drohte, in tiefer ahnender Wärme wieder löste. Endlich fand er nach und nach seine Unbefangenheit wieder, und ein gleichgültiges Gespräch begann, in das die Fremde Anfangs nur einzelne Worte misch

aber diese so aus der Fülle eines leidenschaftlich erregten, mit allen Schmerzen und höhern Freuden des Lebens bekannten Gemüths, daß die Unterredung bald zur größten Lebhaftigkeit stieg, und der Marchese, als die Stunde des Abschieds schlug, sich gestehen mußte, daß er sich seit Langem nicht so gewaltig von einem weiblichen Wesen angezogen, und in so strengen Schranken ehrerbiethiger Entfernung gehalten gefühlt hatte, über die ihn keine Galanterie, keine Keckheit, keine wüste Erfahrung hinaus half. Auch die Dame hatte gegen Ende des Besuchs etwas von ihrer eisigen Kälte nachgelassen, es schien, als fände auch sie Wohlgefallen an der Unterhaltung mit dem vielseitig gebildeten, welterfahrnen Manne, und sie erlaubte ihm auf seine angelegentliche aber bescheidne Bitte, sie in vier Tagen zwischen sechs und acht Uhr Abends zu besuchen.

Dießmahl stellte der Marchese keine so kühlen, so lästernden Betrachtungen über seine neue Bekanntschaft an, und der Verstand herrschte nicht mehr unumschränkt über seine innere Welt. Ein sanfter Hauch warmer Neigung, etwas von Mitleid, Achtung und innigem Wohlgefallen wehte darin, schmolz jene eisigen Stacheln, und eine seltsame Scheu, die er sich nicht zu erklären wuß-

te, hielt, indem sie jede schnelle Annäherung hinderte, diese werdende Neigung in angenehmer Spannung. So erwartete er mit lebhafter Regung den vierten Tag, und was seit vielen Jahren nicht geschehen war, er ertappte sich auf kleinen Träumereyen, auf leisen Anklängen von Sehnsucht, freylich alles nur im Dämmerlichte der längst ausgeglühten Gefühle; aber dennoch verbreiteten sie ein ungewohntes Leben in ihm, und liehen den gleichgültig gewordenen Umgebungen einigen Reiz durch die neuen Beziehungen, in welche sein Wunsch nach der Unbekannten sie versetzte. Der vierte Tag kam endlich; der Marchese hatte vielleicht seine Uhr zu stellen vergessen, es war noch lange nicht sechs Uhr, als sein Cabriolet vor der Villa hielt. Die Pförtnerinn ließ ihn ziemlich warten, und bedeutete ihn, wie sie endlich kam, daß er sich indessen in den Garten verfügen möge, weil Signora erst mit dem Schlag sechs Uhr zu sprechen sey. Das dünkte ihn seltsam, er sah nach der Uhr des Schloßthurmes, es fehlten kaum dreyzehn Minuten. Wie konnte man gar so pünktlich seyn? Doch seine Verwunderung, seine Ungeduld halfen nichts, er mußte sich bequemen, einen Gang durch den Garten zu thun. Die Stille, welche hier herrschte, die alterthümlich steifen Alleen, die aus-

getrockneten, halb verfallenen Springbrunnen, dieß stumme Grottenwerk, in dem keine plätschernde Quelle mehr in die bemooseten Muscheln schwatzend spielte, diese ungepflegten Rabatten mit dunkelm Bux umsäumt, worauf nur hier und dort eine einsame Blume, gleich wie ein Überbleibsel besserer Zeit, aus zerstreuten Saamen aufgegangen, blühte; alles stimmte den Marchese zu wehmüthigen Betrachtungen. Das Bild einer schönen lebendigern Vergangenheit drängte sich ihm auf. Seine eigne schon versunkene Jugend, in unbefriedigenden Genüssen verschwärmt, deren Andenken ihm keine Freude, ja nicht einmahl Ruhe gab, die stolzen Ansprüche auf Lebensglück, mit denen er in die Welt getreten war; und wie er nun so einsam, lebenssatt, angeeckelt von Allem, worin er Andre sich berauschen sah, da stand — das Alles trat in der abgestorbenen öden Umgebung, abgestorben und öde wie sein Inneres, mit peinlicher Lebhaftigkeit vor seinen Blick, und zum erstenmahl in seinem Leben machte der Gedanke sich Platz in ihm, wie wohl Alles anders, und wahrscheinlich besser gegangen wäre, wenn er seinem Vater gefolgt, dem unschuldigen, in Liebe für ihn glühenden Mädchen seine Hand gegeben, und mit ihr ein anständig herkömmliches Leben als Gemahl und

Vater geführt hätte. Unzähligemahl hatten Vergleiche dieser Art seit Vittorias Tod sich ihm aufgedrängt, aber er hatte sie immer zurück gewiesen. Jetzt auf einmahl half das Bild versunkener ehmahliger Herrlichkeit um ihn her, das laut von der Vergänglichkeit des menschlichen Glückes predigte, ihnen Raum im Herzen des Marchese gewinnen. Arme Vittoria! sagte er, und ein mitleidiger Seufzer flog über seine Lippen. In dem Augenblicke gab die Schloßuhr mit langsamen Schlägen sechs Uhr an, die Stunde des Rendezvous! Der Marchese schüttelte den ängstlich ungewohnten Schauer ab, und flog zu seiner Schönen.

Sie trat ihm entgegen, wie er die Thüre des Kabinetts öffnete. Es war etwas Verändertes in ihr, ihre Züge schienen in Bewegung, ihre Augen sprachen von heftiger Rührung. Es war dem Marchese wahrscheinlich, daß sie vielleicht eben von einem Gebethe für, oder wenigstens von einer lebhafteren Beschäftigung mit ihrem verstorbenen Gemahl käme, und daß man ihm deßhalb den Zutritt nicht eher gestattet habe. In der Stimmung, in welche ihn der Gang im Garten versetzt hatte, war es ihm lieb, sie weniger eifig zu finden, und es schien, als ob durch eine zarte Sympathie der Seele auch in ihr sich ähnliche Gedanken bewegt

hätten, sie den Freund mit wärmerer Neigung empfinge. Es ergoß sich ein milder Zauber aus ihren Worten, ihren Blicken in sein Herz; alles war heute so weich, so innig, und er selbst so gestimmt, diese Einwirkungen aufzufassen. Diese Stunde brachte ihn seiner Unbekannten um Vieles näher, und er schied, als er es mußte, bey Weitem nicht mehr so von ihr, wie er gekommen war. Sein besseres Gefühl, seine stille Sehnsucht blieb bey ihr zurück, und verändert, aber froh über diese Empfänglichkeit seines Herzens, an die er kaum mehr geglaubt hatte, kehrte er nach Neapel zurück, schloß sich ein, und mied jede Berührung, die die liebgewordne Stimmung in ihm stören konnte, bis der bestimmte Tag ihm wieder erlaubte, seine Freundinn zu sehen, und neue Bezauberung in ihrer Gegenwart zu hohlen.

So zogen sich nach und nach die Bande zwischen den Beyden immer fester. Die Schönheit der Unbekannten, ihre Liebenswürdigkeit, ihr gebildeter Geist, ihre äußere Kälte bey so viel innerer Gluth, die tiefe Empfindung für ihn, die er, troß aller Zurückhaltung der Schönen, doch unwillkür-

lich aus ihrem Betragen hervorbrechen sah, endlich selbst das Räthselhafte und Wunderbare in ihrem ganzen Verhältniß, das seiner Neigung Hindernisse in den Weg zu legen schien, alles trug dazu bey, seine Liebe bis zur Leidenschaft zu erhöhen, und ihn dahin zu bringen, daß er, seiner Vernunft, seinem Stolz, ja seiner ganzen Natur zum Trotze, ernstlich darauf sann, dieser räthselhaften Unbekannten Herz und Hand anzutragen. Lange kämpften jene verneinenden Gründe in ihm mit dem heftigen Wunsche nach dem unverlierbaren Besitz eines Gutes, das ihm als das größte Glück der Erde erschien. Endlich siegte der Wunsch, die Liebe triumphirte, und E..ica flog in einer der Stunden, die die Dame immer selbst bestimmte, und die er weder beschleunigen noch verlängern durfte, zu ihren Füßen, und erklärte ihr, daß er ohne sie nicht mehr leben, und nur mit ihr glücklich seyn könne. Ein heftiger Schauer schien sie bey diesen Worten zu erschüttern. Also dennoch mein, mein! rief sie, und die Gluth der innigsten Leidenschaft brach aus ihren Blicken hervor. Doch besann sie sich noch eine Weile, ja sie ließ den Freund zweymahl scheiden, und mit erhöhter Leidenschaft wieder kommen, ehe sie in sein ungestümes Bitten willigte, und ihm unter Bedingungen, die er mit

einem feyerlichen Eide beschwören sollte, ihre Hand vor dem Altare zu geben versprach.

Diese Bedingungen waren, erstens: nie bey ihr selbst, noch hinter ihrem Rücken nach ihrer Herkunft, ihrem Nahmen zu fragen; zweytens: nie vor der von ihr bestimmten Tagesstunde zu kommen, und nicht einen Augenblick länger zu bleiben; drittens: ihr unverbrüchliche Treue zu halten, weil es im entgegengesetzten Falle — hier schoß ein furchtbarer Blick auf ihn, und eine krampfhafte Erschütterung durchzuckte sie — sein, und ihrer Nebenbuhlerinn größtes Unglück seyn würde. Übrigens sollte die Vermählung erst nach drey Monathen, die sie zur Prüfungszeit seiner Treue bestimmte, vor sich gehn. Der Marchese fand die Bedingungen hart; aber da sie der einzige Weg waren, um an sein Ziel zu gelangen, so hätte er sich wohl im Taumel ungestillter Leidenschaft zu noch mehr verpflichtet, ohne zu denken, ob er es auch halten werde können, halten werde wollen? Er leistete den Eid, der ihm vor einem Crucifix bey brennenden Wachslichtern sehr feyerlich abgefordert wurde, und schwamm in Entzücken, sich nun ein unbestreitbares Recht auf das theuere Wesen erworben zu haben, über welches sich von die-

sem Augenblicke an eine stille Zufriedenheit, ein weicheres Gefühl zu verbreiten schien.

Nun kam er alle Tage um die bestimmte Stunde, er saß an der Geliebten Seite, er sprach von seiner Gluth, seinen Wünschen, und ihm antwortete ein gleiches, ein wohl noch tieferes Gefühl aus ihrem Innersten, das dem flatternden Spiele aufgeregter Phantasie eine bestimmte Richtung zu geben, und vor allem den irren Weltling zu ernstern Ansichten über Glauben, Bestimmung des Lebens und Ewigkeit zu führen strebte. Es war ein himmlisches Leben!

Aber Geronimo war noch kein Bürger des Himmels, und die Erde fing nach und nach wieder an, ihre Rechte über ihn auszuüben. Die Regelmäßigkeit seiner jetzigen Tagesordnung kam ihm nach den ersten drey Wochen, die seit der Verlobung verflossen waren, etwas einförmig vor; seine Freunde in Neapel neckten ihn mit seiner spießbürgerlichen Zurückgezogenheit; er fand es seltsam von seiner Braut, daß sie gerade auf den benannten Stunden bestand; er mußte es tadeln, daß sie, die nun nicht mehr dem verstorbenen ersten Gemahle, sondern dem frischlebenden Bräutigam an-

gehörte, noch stets eine so ängstliche Verborgenheit und ein unverbrüchliches Geheimniß zu halten für gut fand, ja er hatte sich geschmeichelt, daß die strenge Hülle nach und nach am Strahle seiner Liebe schmelzen, und er die Wahrheit erfahren würde, und was der Betrachtungen mehr waren, die seine abgekühlte Leidenschaft in der Sicherheit des Besitzes anzustellen für gut fand.

So wie diese Gedanken sich in ihm zu regen begannen, änderte sich unmerklich auch sein Betragen gegen die räthselhafte Braut. Es gab jetzt zuweilen Umstände, die ihn hinderten, mit dem Stundenschlage auf der Villa zu erscheinen, Geschäfte, eben wegen seiner nahen Vermählung, die ihn zwangen, sich vor der ihm zugestandenen Zeit zu entfernen. Das alles indeß schien seine Braut nicht zu bemerken; sie begegnete ihm mit der gleichen Zärtlichkeit, ihr Herz hatte immer Liebe und Theilnahme für seine Freuden, Beruhigungen oder Erheiterung für seinen Verdruß. Kein Vorwurf kam über ihre Lippen; nur manchmahl erinnerte sie ihn an den dritten Punkt seines Eides, und die Ängstlichkeit, womit sie es that, der Schauer, der sie dabey zu durchzucken schien, ergriff den Marchese gewaltsam, aber nicht freundlich. Erneuerte Schwüre, heisse Betheurungen folgten jeder sol-

chen Mahnung, und der Friede war auf einige Zeit hergestellt.

Noch ein paar Wochen dauerte dieß Leben fort, als eine Familienangelegenheit Geronimo's Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Einer seiner Vettern wollte sich verheirathen; die Braut war aus einem erlauchten Hause und noch im Kloster, aus welchem sie in die Arme des bestimmten Gemahls übergehen sollte. Dieser Vetter hatte noch Erbschaftsforderungen, welche seit dem Tode von Geronimo's Vater aus Lässigkeit, aus Vertrauen auf des Cousins Rechtlichkeit nicht geordnet waren worden. Jetzt mußte es aber geschehen. Geronimo kam dadurch in allerley Berührungen mit diesem Vetter, den er vorher nicht oft gesehen; das Geldgeschäft wurde mit jener Großmuth und dem edlen Zutrauen geschlichtet, das bessere Menschen aneinander zieht, und Felicio drang ernstlich in seinen Cousin, ja doch seinem Hochzeitsfeste, das auf der Villa des Brautvaters gefeyert werden sollte, beyzuwohnen.

Geronimo sagte nicht unbedingt zu; er wollte mit seiner Braut sprechen, sie auf eine Entfernung von ein paar Tagen vorbereiten. Sie hörte ihn an, es schien etwas Unheimliches sie zu erschüttern, auch verstummte sie einen Augen-

blick; aber sie faßte sich wieder, und gab ihrem Geliebten volle Freyheit, der Einladung zu folgen. Sie vertraute, sagte sie, indem sie ihm fest in die Augen blickte, seinem Herzen, seinem Schwur. Mit leichtem Muthe und mit einem freudigen Gefühle von Ungebundenheit trat er die Reise an, und nach einer Fahrt von ein paar Stunden durch blühende Fluren, bey frischen Morgenlüften, welche vom Meere herauf wehten, strahlte ihm die Villa schon von Weitem auf einem mäßigen Hügel entgegen. Sie war im edelsten Style erbaut, ihre luftigen Säulengänge, ihre marmornen Hallen erinnerten an die schönsten Überbleibsel aus dem Römischen Alterthum, von dem sie ein frisches lebendiges Bild schien; dunkle Pinien schwankten im Morgenwinde, und deckten und zeigten abwechselnd die blendend weissen schlanken Säulenschäfte, bis an den Fuß des Hügels zogen sich Terassen mit blühenden Orangen- und Granatenbäumen herab, und unten plätscherte ein reicher Bergquell in das weite marmorne Becken. Das war Alles so frisch, so jugendlich, so in vollem Leben stehend. Geronimo's munterste Laune erwachte, womit er die Gesellschaft auf dem Wege trefflich unterhielt. An des glücklichen Bräutigams Hand flog er die

Marmortreppe hinauf, betrat er den hohen, kühlen, von Säulen getragenen, mit Meisterwerken der bildenden Künste geschmückten Saal. Die Herzoginn, eine schöne Matrone, kam ihnen hier entgegen, eine römisch hohe Gestalt, die in den Umgebungen ihres Sallons sich wie eine große Frau der Vorwelt, eine Portia oder Cornelia ausnahm; an ihrer Seite die Braut, eine Rosenknospe, ein frisch aufblühendes Götterkind, wie aus Liebe und Jugendfreude geformt, nur Leben, nur Fröhlichkeit, bey dem reizendsten Ebenmaaß der Glieder, und der wunderlieblichen Gesichtszüge, kaum fünfzehn Jahre alt, unbekannt mit der Welt, mit dem Leben, mit sich selbst. So faßte Geronimo's Kennerblick den Eindruck der holden Erscheinung im ersten Momente auf, und es regte sich gewaltig die Lust in ihm, ihr Lehrmeister zu werden, sie die Welt und ihr eignes Herz verstehen zu lehren. Doch der Zweck des Festes, die Gegenwart der Ältern, des Bräutigams, am meisten der Rückblick auf die Bande, die ihn selbst fesselten, hießen jeden Wunsch dieser Art im Keime ersticken, und er nahm sich vor, sich recht klug, recht treu zu bewahren. Es war mißlich, daß er es sich vornahm, denn er fiel schon den ersten Tag einigemahl aus seiner

Rolle, besonders wenn das lebensfrohe Kind in absichtsloser Hinneigung mehr Gefallen an Geronimo's geistreichem Getändel, als an dem etwas förmlichen Wesen ihres, ihr eben so fremden Bräutigams fand. Indessen ging alles diesen und den folgenden Tag ganz gut, an welchem endlich gegen Abend die priesterliche Einsegnung Statt hatte, worauf ein glänzender Ball im Schloße, Illumination und Feuerwerk im Garten, die Feyerlichkeit beschloßen. Der Ball dauerte in sehr lebendiger Fröhlichkeit bis gegen den hellen Tag. Vom Balle weg, von dem lustig bewegten Maskenleben, von lärmender Freude und allen sinnreich erdachten Genüssen der Pracht und des Reichthums, fuhr Geronimo allein in seiner Chaise, schlaftrunken, etwas fröstelnd von dem frischen Morgenhauche, der von der See heraufblies, nach Neapel zurück. Es waren volle vier Stunden bis zur Stadt, dann mußte er sich noch umkleiden und ebenfalls wieder einige Miglien fahren, um zur gesetzten Zeit auf der einsamen Villa auch eine Braut zu besuchen. Eine Braut! Unwillkürlich stieg bey diesen Worten das Bild derjenigen vor ihm empor, die er so eben im vollen Frühling der Liebe, der Jugend, des Frohsinns verlassen hatte. Welch ein Unterschied?

Es fiel mit Eiseskälte auf sein Herz, und er konnte das unbehagliche Gefühl nicht los werden. So langte er in Neapel an, so kam er endlich an die Villa. Hier war Alles wie sonst, todtenstill, einsam, kalt. Zwar empfing ihn seine Geliebte mit großer Freundlichkeit; aber nach einer Trennung von vier Tagen war ihr Benehmen nicht freudiger, nicht lebhafter als vorher. Geronimo sollte von seiner Reise erzählen. Er war klug genug, sein Wohlgefallen an der neuen Cousine zu verschweigen, und überhaupt durch keine zu beredte Schilderung den Argwohn seiner Freundinn zu reizen; daher fiel der Bericht matt aus, die Unterhaltung stockte, beyde fühlten sich nicht gut gestimmt, und Geronimo hatte bey seiner Rückkehr vom Lande so viele Geschäfte vorgefunden, die noch Bezug auf jene Erbschaftsangelegenheit hatten, daß er zeitiger, als er es wünschte, in die Stadt zurückkehren mußte.

Hier war gegen Abend das neue Ehepaar ebenfalls eingetroffen, und Geronimo fand, wie er in seinen Pallast trat, eine Einladungskarte zu Spiel und Souper bey seinem Vetter. Ein Strahl der Freude fuhr über sein Gesicht, er kleidete sich mit Wahl, und fuhr in den erleuchteten Pallast. Als Verwandter des Hauses, als geschätzter Freund,

ward er von allen mit freundlicher Auszeichnung begrüßt, und auch bald wie zu Hause. Die kleine Cousine war heut noch anziehender als gestern und vorgestern. Der weniger prächtige, aber mehr idealische Anzug kleidete sie ganz trefflich, und zwischen dem reichen Blumenkranze in den vollen Locken und dem Busenstrauße guckte das Amorsköpfchen gar lieblich heraus. Geronimo war bezaubert; doch hüthete er sich wohl, etwas davon merken zu lassen, denn Felicio war sehr geneigt zur Eifersucht und sehr verliebt in seine Frau, und Geronimo hatte einen furchtbaren Schwur zu halten.

Die Sache ging eine Weile ihren Gang fort. Der Marchese machte seinen täglichen Besuch auf der Villa, sprach mit Emphase von der Zeit, wo er den Gegenstand seiner Wünsche ganz sein nennen würde können, hatte aber eben jetzt so viele und verdrießliche Geschäfte, daß er meistens später kommen und früher scheiden mußte, als ihm gestattet war, und selbst in diesen kürzeren Stunden seiner Anwesenheit zerstreut und verstimmt schien. Seine Braut blieb unverändert, sie schien das Alles zu glauben und sehr natürlich zu finden; nur zuweilen, wenn sie sich unbemerkt meinte, schoß ein so seltsamer, so durchbohrender Blick aus den dunkeln Augen auf den erkalteten Liebhaber, daß

dieser tief in der leichtsinnigen Seele davor erstarrte.

In Neapel ging es lebhafter. Geronimo hatte bald gewußt, das unverständig junge Herz zu bethören. Fiorilla hing an ihm mit aller Gewalt des neuen, ihr selbst bisher unbekannten Gefühls. Felicio hegte keinen Verdacht gegen seinen Vetter, da er Einiges von seinen Verhältnissen wußte, und ihn als Freund immer edel befunden hatte, und Geronimo war klug genug, Fiorillen die höchste Vorsicht zu empfehlen. So störte nichts den heimlichen Liebeshandel, dem Geheimniß und Gefahr auf beyden Seiten neuen Reiz verliehen. Aber Geronimo's Besuche auf der Villa wurden immer kürzer, es kam ihm manches unerwünscht, manches sogar unheimlich an und um seine Braut vor. Er sprach von dem jetzt sehr nahen Tage ihrer Verbindung und von ihrer Zukunft nicht, ohne daß ein heimliches Grauen ihn befing, und es entspannen sich seltsame Gespräche zwischen ihnen. In einem derselben, als er eben wieder von seiner gerechten Neugier und seinen Erwartungen sprach, erhub sie sich und sagte feyerlich: Ihr Schwur ist geleistet, und angenommen; daran können Sie und ich, und selbst die Allmacht nichts mehr ändern. Er muß nun auch gehalten werden. Bey diesen Wor-

ten wandte sie sich von ihm ab, ein Ausdruck des tiefsten Schmerzens zuckte über ihr Gesicht, sie stand auf und verließ das Zimmer.

Die Warnung hatte vergeblich an das leichtsinnige Herz geschlagen. Ein paar Minuten saß er nachdenkend, dann gab eine Uhr die Stunde an, die ihn nach Neapel zurück rief. Er stand auf, sagte der Pförtnerinn, weil er ihre Gebietherinn nicht mehr sprechen könne, werde er morgen zeitig wieder kommen, und flog zu Fiorillen. Es war bey einem ihrer Bekannten Ball, und sie reizender als je. Geronimo traten alle Rücksichten aus den Augen, er bath sie um eine heimliche Zusammenkunft, und sie war schwach genug, sie zuzugestehn. Die Zeit wurde auf den nächsten Abend, wo Felicio bey seinem Vater soupiren und die junge Frau für ein paar Stunden allein seyn würde, festgesetzt.

Am folgenden Tage, dem des Rendezvous, stattete er seinen gewöhnlichen Besuch bey seiner Braut ab. Es war ihm dieser Zwang schon eine Weile lästig gewesen; heute, da eine so reizende Perspective sich für ihn öffnete, fühlte er sich vollends unaufgelegt zu den Gesprächen, wie sie hier geführt zu werden pflegten. Aber es war noch etwas anders, was ihn heut von seiner Braut ab-

schreckte. Es lag etwas eiskaltes, fast furchtbares in ihren Blicken, in ihrem ganzen Benehmen, das den Marchese weiter als je von ihr entfernte, und ihm alle Möglichkeit freundlicher Mittheilung benahm. So hatte er die räthselhafte Braut nie gesehn, und heimliche Schauer wandelten ihn an. Er beurlaubte sich vor der gesetzten Zeit, und erstaunte, als er vors Thor kam, um in seinen Wagen einzusteigen, daß ein sehr dichter Nebel eingefallen war, der ihm in dieser Jahreszeit ganz ungewöhnlich vorkam. Der Wagen rollte indeß fort, der Weg war gut und gerade, es fiel weder dem Marchese noch dem Kutscher ein, daß sie sich verfahren könnten, und dieser trieb die muntern Engländer rasch an. Aber die Sonne sank, die Dämmerung trat schnell ein, der Nebel wurde immer dichter, der Kutscher fuhr und fuhr, und man erreichte Neapel doch nicht. Schon waren zwey Stunden vorüber gegangen, als sie etwas durch die Dunkelheit glänzen und Lichter blinken sahen. Der Kutscher fuhr rasch darauf zu. Jetzt waren sie nahe an Gebäuden, jetzt erkannte sich der Kutscher. Er war im Nebel irre gefahren und auf ein Dorf gerathen, das rechts von der Hauptstrasse abwärts fast zwey Stunden von der Stadt entfernt lag. Hier nahm

der Marchese, höchst ärgerlich über den Aufenthalt, einen Landmann zum Führer, der Nebel verzog sich gleichfalls, der helle Vollmond zerstreute ihn, und der Marchese kam endlich um mehr als eine Stunde später, als seine Bestellung lautete, sehr ungeduldig, sehr mißmuthig doch vor Fiorilla's Hotel an. Zu seinem großen Erstaunen sah er Licht in vielen Zimmern, es war eine unruhige Bewegung im Hause, unter dem Portal begegnete ihm ein Läufer seines Vetters in großer Eile, er rief unter dem Thorbogen, sich noch umwendend auf Jemand zurück: Und wenn ich den Doctor Usberti nicht finde? — Nun dann bringe den ersten den besten, denn die Gefahr ist dringend, antwortete eine ängstliche Stimme vom Geländer der Treppe herab, die Geronimo sogleich für die seines Vetters erkannte. Wie eine Centnerlast fiel es auf sein Herz, er flog die Treppe heran. Ach, bist du's! rief ihm Felicio bleich und mit bekümmertem Gesichte entgegen: Es ist schön von dir, daß du kommst — aber wie hast du erfahren?

Was soll ich erfahren haben? antwortete dieser: Ich komme vom Lande herein, fahre bey deinem Hause vorbey, wo ich heut Niemand zu Hause glaubte, sehe Licht, und gehe herein. Aber was ist geschehen?

O Gott! rief Felicio: Du weißt nicht? Fiorilla —

Was ist mit ihr? rief der Marchese erschrocken.

Sie ist krank, schwer krank, und das Schrecklichste dabey ist die unbegreifliche Art und Schnelligkeit, mit der ihr Zustand sich von Minute zu Minute verschlimmert. Vor zwey Stunden war sie noch völlig wohl, da fiel es sie zuerst mit einem Schwindel an, ein heftiges Kopfweh gesellte sich dazu, endlich ein krampfartiges Zucken in allen Gliedern. Man hohlte mich, ich war bey meinem Vater. Ich fliege nach Hause, und finde sie todtenbleich mit verzerrten Zügen, ihr Auge starrt auf einen Punct, sie bemerkt mich nicht, und spricht in verworrenen Reden von einer Frau, die vor ihr steht, und sie mit furchtbaren Blicken anstarrt. Dadurch fühlt sie sich bis ins Herz erkältet, und sagt, sie müsse sterben, wenn man die Frau nicht fortschafft.

Der Marchese erstarrte, das Bild seiner Braut erhob sich vor ihm, es ergriff ihn ein tödtlicher Schauer: Und kennt Florilla diese Frau nicht? Beschreibt sie sie nicht?

Sie ist schön, sagt sie, aber bleich wie der Tod, und in tiefe Trauer gekleidet. Wir suchten ihr die Sache als das, was sie ist, als Ph

erhitzten Gehirns auszureden; aber sie besteht darauf, die Frau leibhaftig vor sich zu sehen, wie sie die großen dunkeln aber erloschenen Augen, wie eines Todten, auf sie richtet, und ihr mit dem aufgehobenen Zeigefinger droht, und eine eiskalte Grabesluft wehe von der Gestalt herüber. Diese Idee ist ihr nicht zu benehmen; es ist ein Erzeugniß ihrer Krankheit, aber es peinigt sie wie die Wirklichkeit selbst. Ich habe sogleich nach meinem Arzte geschickt, doch der ist nach Portici zu einem Fremden gerufen worden. So sandte ich jetzt zu dem meines Vaters, und erwarte in Todesangst seine Ankunft und seinen Ausspruch.

Der Marchese hatte sich niedergesetzt. Ein Fieberschauer durchrieselte ihn, ein furchtbarer Zusammenhang that sich ihm auf. Mein Gott, was ist dir? rief sein Vetter: Du wirst blaß?

Mir ist nichts, antwortete dieser: Ich bin nur erschrocken über deine Nachricht. Die junge blühende Frau! — Er gab sich Mühe gefaßter zu scheinen. Indeß trat der Doctor ein. Felicio führte ihn zu seiner Frau, der Marchese war mitgegangen bis vor die Thüre des Krankenzimmers. Unter heftigem Herzklopfen erwartete er hier die Rückkunft der Beyden. Welche Gefühle und Gedanken wogten indeß in seiner Brust auf und ab!

Es stand lange an, bis die Thüre sich öffnete; der Marchese war auf der Folter. Endlich trat Usberti heraus, ihm folgte Felicio. Und was sagen Sie denn? Was glauben Sie? rief der bekümmerte Gemahl. Es läßt sich wenig entscheidendes sagen, erwiederte jener: Die Krankheit, so heftig sie scheint, ist erst im Beginnen, und mir sind dergleichen Zufälle nie vorgekommen. Übrigens lassen Sie die Mittel appliciren, die ich verordnet, und morgen früh werde ich wieder kommen. Erst Morgen? rief Geronimo, dem Angst und Gewissensbisse die Brust bisher beengt hatten: Nein, Herr Doctor, verlassen Sie uns nicht, opfern Sie uns diese Nacht! Ihre Güte soll dankbar erkannt werden. O bis Morgen! Was kann da Alles geschehen seyn! Felicio vereinigte seine Bitten mit denen des Marchese, sie bestürmten den Arzt, er versprach zu bleiben, und kehrte mit Felicio in das Krankenzimmer zurück.

Geronimo brachte die Nacht, die fürchterlichste seines Lebens, im Vorzimmer Fiorillas zu. Wie die Thüre sich öffnete, sprang er auf, um in des Eintretenden Worten und Mienen Antwort auf seine angstvollen Fragen zu finden. Sie waren nie nach dem Wunsche seines bangklopfenden Herzens. Der Arzt war sehr unzufrieden, er hatte nicht viel

Hoffnung und Fiorilla's Zustand schien sich zu verschlimmern, wie der Schmerz und die Angst des Marchese um sie wuchs. Was sie von der Erscheinung jener bleichen Frau in wilden abgebrochenen Reden sagte, klang immer entsetzlicher, die Krämpfe und Zuckungen wurden immer fürchterlicher. Gegen Morgen wurde der Geistliche gerufen. Sie war kaum noch im Stande, die Sacramente zu empfangen. Geronimo lag im Vorsaale in Verzweiflung auf den Knieen, während bey der Kranken laut gebethet wurde, und er durch die halb offene Thüre ihre furchtbaren Angsttöne vernahm. Nach der Function wurde es stiller, die heilige Ceremonie schien die Leidende beruhigt zu haben, sie war in einen sanften Schlaf gefallen; Felicio, die Frauen priesen sich glücklich, der Arzt schüttelte bedenklich das Haupt. Geronimo winkte ihn zu sich. Es ist vorbey, sagte er: Die erschöpfte Natur erliegt, menschliche und göttliche Hülfe haben ihr wenigstens einen sanften Tod bereitet. Sie stirbt! schrie Geronimo: Und ich! Ich bin — Er vollendete das schreckliche Geständniß nicht, das sein Bewußtseyn, ihren Tod verschuldet zu haben, ihm entreissen wollte; denn in dem Augenblicke trat Felicio todtenbleich, bebend unter die Thüre. Geronimo blickte ihn an, er las das Todesurtheil in seinen Zügen.

Sie hatte vollendet, ruhig und sanft war ihre Seele zum Himmel zurückgekehrt. Der Tod hatte dieß gequälte Daseyn beruhigt.

Felicio warf sich an Geronimo's Brust. In den Armen des verwandten Freundes wollte er sein wundes Herz bluten, seine Thränen um die kaum beseßne theure Gattinn strömen lassen. Des Marchese Zustand war nicht darnach, ihn zum Tröster eines Andern geschickt zu machen. Sein Gewissen donnerte ihm seinen Schwur und Meineid zu; er betrachtete sich als Fiorillas Mörder, seine Braut stand als schreckendes Gespenst, als Rachegeist vor ihm, und selbst das Bewußtseyn seines Verraths an dem arglosen Felicio, der fern davon war, den Zusammenhang der Dinge zu ahnen, machte ihm in diesem Augenblicke dessen Gegenwart zur Höllenpein. Unter dem Vorwande, daß er Ruhe bedürfe, entschuldigte er seine Entfernung, und war entschlossen, auf der Stelle nach der Villa zu eilen, die Furchtbare, sie sey nun Unhold oder Hexe, zur Rede zu stellen, und sie seine Rache fühlen zu lassen. Der Weg nach seinem Pallaste, um erst einspannen zu lassen, war ein weiter Umweg; er eilte zu Fuße durch die nächsten Straßen ins Freye, und hatte die Villa in der schrecklichsten Gemüthsbewegung bald erreicht. Er schellte, er pochte, er stieß

mit Gewalt an's Thor. Niemand kam, Niemand öffnete ihm. Er wartete und erneuerte den Versuch. Alles blieb todtenstille. Endlich fiel es ihm ein, in eine der Hütten zu gehen, die eine Strecke unterwärts der Villa in anmuthigen Gärten lagen, und sich dort zu erkundigen — hatte er doch jetzt nichts mehr zu schonen, kaum mehr etwas zu fürchten! — und von dort Jemand mitzunehmen, der ihm das Thor erbrechen, und seine Rachegedanken befriedigen helfe. Es waren Landleute, eine Frau saß unter der offenen Thüre, und spann. Der Marchese brachte seine Frage an. Dort? sagte die Frau, indem sie mit der Hand hinwies: In dem großen Hause hinter den Pinien?

Ja doch.

„Da wohnt ja Niemand.“

Seit heute, möglich! Aber gestern und ungefähr vier Monathe her wohnte eine Dame dort —

Ach Gott bewahre! sagte die Frau: Das Haus gehört dem Fürsten von S...o, und steht seit Jahren leer.

Dem Fürsten von S...o? rief Geronimo, und eine schreckliche Ahnung dämmerte in ihm auf.

Es ist das Erbbegräbniß dort, und es mag kein Mensch darin wohnen; denn, setzte sie leise und geheimnißvoll hinzu, es spuckt darin.

Den Marchese überlief es kalt. Doch schalt er seinen Schauer. Dem Manne aus der großen Welt ziemte es zu zweifeln, wo der Pöbel zagte, und es lag ihm viel näher an Täuschung und Betrug zu glauben, als an die Einwirkung unsichtbarer Mächte. Darum bestand er auf seinem Willen.

Die Frau rief ihren Schwiegervater, der im Garten arbeitete. Dieser bestätigte, was die Tochter gesagt hatte, und weigerte sich, nach des Marchese Begehren das Thor des gespenstischen Hauses zu öffnen. Des Marchese Gold, und sein Versprechen, alle Gefahr, alle Strafe des Frevels auf sich zu nehmen, gaben ihm endlich Muth. Sie gingen. Der Alte öffnete mit seinem Beile leicht das Schloß, das bloß aus Mangel von Gebrauch eingerostet und übrigens nicht sehr fest aussah.

Eine tiefe Stille herrschte überall. Hof, Garten und Haus kam dem Marchese viel verfallener, viel wüster vor, als er es gestern verlassen hatte; doch kämpfte er die Schauer nieder, die ihn immer mächtiger ergriffen, und schritt durch Säle und Zimmer. Nirgends eine Spur von Bewohntheit! Jetzt stand er vor der so oft geöffneten Thüre des Kabinetts; er riß sie mit bebender Hand aus den verrosteten Riegeln los, und sah sich in einer Kapelle. Wo sein Blick sonst ungehindert über die

wallenden Wipfel des Gartens nach dem Vesuv geblickt, stand ein einfacher Altar mit einem hohen Kreuze, und linker Hand, wo aus dem Alkoven so oft die einst geliebte Gestalt getreten war, führte eine Treppe in die Familiengruft hinab. Geronimo fuhr zurück. Ein kalter Grabeshauch und Moderduft wehten ihm entgegen. Todesschauer ergriffen ihn, er floh durch die leeren wiederhallenden Gemächer, mit sträubendem Haare, von Entsetzen und Gewissensbissen getrieben. Zweymahl meineidig! scholl es in seinem Innern. Es war ihm, als sey Jemand an seinen Fersen, der ihn verfolge, als hörte er Tritte hinter sich, als fühlte er einen kalten Hauch an seinem Nacken. Es war Niemand; seine Vernunft schalt seine Furchtsamkeit Lügen, doch vermochte er des Wahnes nicht Herr zu werden, und kam so, von den Schauern einer unbekannten Welt gejagt, ins Freye, und endlich nach Neapel. Auch hier war das unbekannte Etwas dicht hinter ihm, und er, der nie in eine Kirche getreten war, als um schöne Frauen zu sehn, oder gute Musik zu hören, flüchtete jetzt in die erste beste, die sich ihm zeigte, den frommen Glauben aus seiner Kindheit in diesen bangen Stunden ergreifend, der ihm in dem heiligen Raume ein Asyl hoffen ließ, wohin jene dunkeln Gewalten

nicht dringen konnten. Er trat in das dämmernde Gewölbe, es war schwarz behangen, Kerzen flammten auf den Altären, in der Mitte stand ein Sarg mit schwarzem Sammt überdeckt und mit prächtigen Wappen geziert, von brennenden Kerzen auf hohen Leuchtern umringt, die Geistlichen im Todesornat standen um den Sarg, die letzten Gebethe für einen Verstorbenen bethend, und den Sarg mit Weihwasser besprengend, indeß vom Chore herab eine feyerliche Motette erklang. C..ica erstaunte, die Stunde war nicht gewöhnlich, um ein Leichenbegängniß zu halten; er sah sich um, und erkannte dieselbe Kirche, in der er vor einigen Monathen die grauenhafte Unbekannte das erstemahl gesehen. Neues Grauen befiel ihn, er trat näher, die Wappen fielen ihm ins Auge, es waren die seines Hauses. — Fiorilla! tönte es ahnend in seiner Seele; — aber, es war kein weibliches Wappen. Er näherte sich einem Geistlichen: Wen begrabet Ihr hier, hochwürdiger Herr? Den Marchese Geronimo C..ica, klang die Antwort — und er sank bewußtlos zu Boden.

Er erwachte auf seinem Lager in dem Schlafzimmer seines Pallastes, wohin ihn, den Viele in Neapel kannten, die freundliche Theilnahme des zulaufenden Volkes aus der Kirche gebracht hatte.

Seine Leute, sein Arzt standen um ihn, Besorgniß und Bestürzung in ihren Mienen; denn es hatte Stunden gebraucht, bis er sich erhohlt, und mehr als einmahl glaubte man jede Hoffnung verschwunden, und den Lebensfunken verlöscht. Er sah um sich her, er besann sich, eine dunkle Welt voll furchtbarer Erinnerungen schien hinter ihm zu versinken; aber seine Kraft war gebrochen, sein Ziel gesteckt. Er forderte einen Geistlichen, um zu beichten, einen Notar, um seinen letzten Willen aufzuzeichnen.

Felicio war, vermöge alter Familienverträge, ohnedieß Erbe seiner meisten Güter auf den Fall von Geronimos kinderlosem Tode. Sein Testament bestimmte ihm Alles; er hatte so viel zu vergüten, das doch mit Schätzen nie bezahlt werden konnte. Seine Leute bedachte er großmüthig. Ein Punct seines letzten Willens verordnete, daß mit Einwilligung des fürstlichen Hauses von S...o die Leiche der Gräfinn Vittoria, welche in dem Erbbegräbniß auf der Villa S...o vor einigen Jahren war beygesetzt worden, dort erhoben werden, und künftig an seiner Seite, wie die einer angetrauten Gemahlinn, in seiner Familiengruft ruhen sollte. So ward wenigstens im Tode jener

Vertrag gehalten, den er im Leben zweymahl gebrochen.

Am Abende dieses Tages verschied er. In die Brust seines Beichtvaters soll er die Aufschlüsse über den Zusammenhang der grauenvollen Begebenheit, die ihm in jener langen Ohnmacht kund geworden, niedergelegt haben. Felicio folgte untröstlich seinem Leichenzuge, der zwey Tage nach dem Fiorillas Statt hatte. Ihn entschädigten Geronimos Güter nie für den doppelten Verlust.

Der Badeaufenthalt.

Sophie von Alwin an Marie Oltens.

Wiltenbach im März.

Hier bin ich, meine Liebe, an dem Orte meiner Bestimmung. Als ich von weitem die Zinnen des alterthümlichen Schlosses sah, die dunkle Tannenallee, die dahin führt, das Ernste, Feyerliche des Anblicks, da wurde mir seltsam zu Muthe. Ach, ich hatte mir alles so ganz anders vorgestellt, als vor einem Monathe die Oberamtmannin mir den Vorschlag that, als Gouvernante bey der Gräfinn von Wehlau einzutreten! Ich war einer Versorgung so sehr benöthigt — die wenige Baarschaft, die ich noch besaß, war nicht mein Eigenthum — und wenn auch das kleine Gütchen, das einzige Erbtheil meines Vaters, verkauft wurde, was konnte ich mir für eine Summe versprechen? Und mußte ich nicht darauf denken, das Geld wieder zu erstatten, das ich von meinem unbekannten Wohl-

thäter empfangen hatte? O ich war in einer sehr drängenden Lage! — Der Mangel fing an, sich mir in seiner ganzen Bitterkeit zu nahen; und so ergriff ich die erste Aussicht, die sich mir zeigte, mit hastiger Freude und innigem Danke gegen Gott, der sich einer verlassenen Waise erbarmte, gerade in dem Augenblicke, wo Hülfe so nöthig war. Übrigens waren auch die Bedingungen, die Versprechungen für die Zukunft ganz anständig, und ich pries mich um so glücklicher, da meine Lage mich bald gezwungen haben würde, viel ungünstigere anzunehmen. Die wenige Zeit, die mir übrig blieb, weil man sehr auf meine schnelle Abreise drang, verging mit den nöthigen Zubereitungen für meinen neuen Stand, und nahm, nebst den Abschiedsbesuchen, meinen Kopf so sehr ein, daß ich erst, als ich einsam, das Ziel meiner Reise und mein künftiges Schicksal ganz nahe vor Augen, im Wagen saß, ernstlich darüber nachzusinnen begann; und so fuhr ich voll trüber Gedanken und mit beklommenem Herzen auf den Schloßhof.

Die Gräfinn empfing mich mit freundlicher Artigkeit, stellte mir ihre Kinder vor und empfahl sie meiner Sorgfalt, indem sie mir zugleich in anständigen Worten zu verstehen gab, was sie von mir erwarte. Es sind ein Paar allerliebste Mädchen

von vier und sechs Jahren, und mir war in dem ersten Augenblick, als hätte ich die Ältere schon irgend wo gesehen; doch, das ist wohl Täuschung gewesen. — Die Kleinen kamen mir mit herzlicher Güte entgegen; ich umarmte sie, ich fühlte mich bewegt, und leistete der Mutter nicht ohne merkliche Rührung die Versicherung, daß ich alles anwenden würde, um ihr Vertrauen nicht zu täuschen.

Die Gräfinn erwiederte das sehr artig — und die Kleinen zogen mich fort auf ihre Zimmer, die künftig auch die meinen seyn sollten. Sie liegen im obern Geschosse. Es sind zwey freundlich helle Gemächer mit der Aussicht über die Gärten hin; ein kleines Cabinettchen schließt sich hinten daran, gerade groß genug, um einen Tisch, ein Sopha und mein Querfortepiano zu fassen. Dieß Cabinett geht gegen die Berge und den nahen Wald — in eine wildschöne einsame Gegend. — O wie glücklich machte mich diese Entdeckung! Hier werde ich mich einrichten, und die Zeit, die mir von meinen Zöglingen übrig bleibt, ganz mir selbst leben. Wir haben auch ein eigenes Mädchen zur Bedienung, das im vordersten Zimmer schläft — und daß wir von dem übrigen, ziemlich lauten, menschenvollen Hause abgesondert sind, ist mir sehr

lieb, theils um meinet- theils um der Kinder willen.

Die Gräfinn ist eine schöne Frau vom feinsten Anstand und Weltton. Sie lebt aber auch ganz so, wie man in der großen Welt lebt, und hat, wie du zu sagen pflegst, die Stadt mit auf's Land genommen. Vor zehn bis eilf Uhr wird es nicht Tag bey ihr, sie geht um vier Uhr zu Tisch, fährt gegen Abend spazieren oder zu Besuch in die Nachbarschaft, soupirt um eilf Uhr, spielt bis tief in die Nacht und schläft bis tief in den Tag. Du begreifst, daß die Kinder an einer solchen Lebensart nicht Theil nehmen können. Wir haben also unsere Tagesordnung für uns, und mir ist das gar nicht zuwider; denn es macht mich unabhängiger, und gibt auch die Eindrücke, welche meine Kleinen empfangen sollen, mehr in meine Gewalt. Wir führen ein eingezogenes Leben, stehen früh auf, genießen so viel möglich der freyen Luft, und um zehn Uhr schläft Alles in meiner kleinen Republik, während es unten im Schlosse noch oft von Besuchen lärmt.

Mich fährt sie fort sehr zuvorkommend zu behandeln. Daß ich keine Bürgerliche bin, scheint ihr mehr Achtung einzuflößen, als das, was ich ihren Kindern leiste. Das ist schwach, wenn du

willst. Immerhin, wenn sie nur dieß Betragen beybehält! Es erleichtert mir mein Verhältniß zu ihr, zu den Kleinen und den Hausleuten; und bis jetzt — ich bin ungefähr vier Wochen im Hause — hat sich noch nichts ereignet, was mich meinen Entschluß hätte bereuen machen können. Doch die Dornen werden nicht ausbleiben; sie fehlen in keiner menschlichen Lage, und ich bin darauf gefaßt.

Im April.

Meine Lage ist noch immer dieselbe. Ich bin sehr zufrieden, und will mich glücklich preisen, wenn sie, den Hauptsachen nach, sich so erhält. Meine Zöglinge fangen an, sich sehr an mich zu gewöhnen; sie lieben mich, sie sind gutmüthig, folgsam, und mein Geschäft geht leicht von Statten. Auch habe ich eine angenehme Gesellschaft hier gefunden, den Verwalter Mühlberg mit seiner Frau, ein Paar junge, artige und wirklich sehr gebildete Menschen. Ich bringe alle Stunden, die ich von meinen Geschäften erübrigen kann, bey ihnen zu, und fühle mich ganz zu Hause bey ihnen. Das, scheint mir, ist das wahre Gefühl, das man bey Freunden haben muß, und der Prüf-

stein innerer Harmonie der Denk- und Lebenswei-
se. Ich sehe auch wohl ein, daß mir diese Freund-
schaft von großem Nutzen für mein Verhalten ge-
gen die Personen des Hauses seyn wird. Sie ken-
nen alle genau und nach ihren innersten Beziehun-
gen. Von ihrem Herrn, dem Grafen, sprechen sie
mit einer Art von Enthusiasmus — er soll ein vor-
trefflicher Mann seyn; von der Gräfinn scheinen
sie keine so gute Meinung zu hegen, und ich glaube
bemerkt zu haben, daß sie sich nicht ganz gern, und
also auch nicht ganz offen über sie äußerten. Mich
dünkt, die Ursache dieser Abneigung in der wirk-
lich verkehrten Lebensart der Gräfinn zu liegen,
die auch, wie ich höre, gar nicht nach des Grafen
Sinne seyn soll. Er liebt ein stilles, häusliches
Leben; er wäre am liebsten zu Hause unter seinen
Kindern und wenigen auserwählten Freunden.
Seine langen Abwesenheiten, zu welchen ihn seine
Dienstverhältnisse zwingen (er ist Militär und be-
kleidet einen sehr hohen Posten), mögen wohl bey
seiner Frau zuerst lange Weile, und dann durch
das Bedürfniß, sich zu zerstreuen, endlich die Ge-
wohnheit eines so geräuschvollen, widernatürli-
chen Lebens erzeugt haben. Wenn dem also ist,
dann kann ich die Gräfinn wohl entschuldigen und
sogar bedauern. Es muß sehr traurig seyn, von

einem geliebten, theuren Gegenstande, mit dem wir so glücklich leben könnten, getrennt zu seyn, und noch dazu in beständiger Angst um sein Leben zu schweben. Ich zwar, wenn ich mich in diesem Falle befände, würde in der großen Welt weder Freude noch Ersatz finden; aber nicht alle Menschen denken und fühlen gleich, und es wäre sehr ungerecht, über eines Andern Empfindungsweise abzusprechen, weil sie mit der unsern nicht zusammen stimmt.

Ich bin neugierig, den Grafen persönlich kennen zu lernen. Es ist wirklich anziehend, die Art zu hören, mit welcher seine Kinder, die Hausgenossen, die Beamten, die Unterthanen, kurz, die ganze Gegend, von ihm sprechen. Ich habe, seit mich das Schicksal nach meines Vaters Tode in die Welt hinaus gestoßen hat, manche widrige, viele unbedeutende Menschen kennen gelernt. Wie wohl wird es mir thun, einen so trefflichen, allgemein geschätzten Mann näher beobachten zu können, und so ein kleines Vorurtheil zerstört zu sehen, das ich gegen ihn habe! Ich habe zufällig sein Porträt gesehen. Die Gräfinn trägt es am Halse, und neulich lag es, als ich durch's Frauenzimmer ging, auf der Kammerfrau Tische, weil das Venetianerkettchen, an dem es hängt, ge-

sprungen war. Es war niemand im Zimmer; ich erblickte das Medaillon und konnte meine Neugier nicht bezwingen, auch die Züge eines Mannes zu sehen, von dessen Charakter ein so großes, schönes Bild in mir steht. Aber ich fand meine Erwartung sehr getäuscht. Das Gesicht des Offiziers auf dem Medaillon ist schön, allein nichts weniger als edel oder bedeutend; und ich begreife nicht, wie eine solche Seele durch solche Züge sprechen kann. Doch liegt wohl auch die Schuld am Mahler. Man erwartet den Grafen in vierzehn Tagen ungefähr; da wird es sich zeigen, wer Recht hat.

Im May.

Die Stelle in meinem ersten Briefe aus Wiltenbach, „daß das Geld, welches ich besaß, nicht mein Eigenthum war, und ich darauf denken müßte, es zurück zu geben,“ ist dir aufgefallen? Ich sehe wohl ein, daß ich entweder dieses Umstandes nicht erwähnen oder mich bereiten mußte, deiner theilnehmenden Liebe Rechenschaft über den Zusammenhang zu geben. Höre also, liebe Marie, eine Begebenheit oder vielmehr eine Kette kleiner Begebenheiten, die freylich von gar keinem Ein-

flüße auf mein Schicksal waren, aber nichts desto weniger einen tiefen Eindruck auf mein Herz machten. Längst schon hätte ich sie dir mitgetheilt, wenn nicht ihre innere Unwichtigkeit für jeden andern, als mich selbst, und die Furcht, deßwegen belächelt zu werden, mich abgehalten hätte.

Du erinnerst dich des Sommers vor zwey Jahren noch, als meine Tante mich auf ein paar Wochen von meinem Vater ausbath, um sie in's ** Bad zu begleiten. Sie und Cousine Nettchen waren kränklich und bedurften einer Person, theils um ihnen Gesellschaft zu leisten, theils um die kleinen Geschäfte zu besorgen, von deren Verrichtungen ihre Kränklichkeit sie abhielt. Zugleich wollte mir die Tante die Freude machen, einmahl die Welt zu sehen. Ich war nie aus unserm Dörfchen gekommen, mein Vater willigte ungern ein; endlich ließ er es doch geschehen, und ich fuhr mit der Tante ab. Wie mich das Bad, die Gegend, die Menschen überrascht, angezogen und wieder abgestoßen hatten, habe ich dir damahls geschrieben. Eine Bekanntschaft verschwieg ich dir; — doch konnte ich auch Bekanntschaft nennen, eine Person zwey Mahl gesehen, einige Worte mit ihr gewechselt, und nicht einmahl ihren Nahmen erfahren zu haben?

Der Badeaufenthalt war zu Ende, ohne daß das Geringste vorgefallen wäre, was mein Herz auch nur leise angesprochen hätte. Am letzten Tage, es war ein wunderschöner Sommermorgen nach einer Gewitternacht, die alles erquickt und neu belebt hatte, gingen wir ziemlich zeitlich auf die Promenade, ehe sich noch die schöne Welt versammelt hatte. Einige Bekannte gesellten sich zu uns. Wir schlenderten die Alleen auf und ab; die Mädchen bemerkten und bespöttelten alles, was sie sahen. Mir war der Ton von jeher unangenehm; und so nahm ich wenig Theil am Gespräche. Auf einer Bank, in einem einsamen Theile der Allee, saß ein Mann im einfachen Überrocke. Der runde Hut, den er tief in die Augen gedrückt hatte, hinderte uns, sein Gesicht zu sehen; aber daß er den rechten Arm in der Schlinge trug, ließ uns vermuthen, er sey ein blessirter Offizier, deren hier, während dem Laufe des Kriegs, täglich mehrere ankamen, um die Heilkräfte des Wassers zu versuchen. Wir hätten ihn sicher gar nicht bemerkt, wenn nicht ein allerliebstes Mädchen von drey bis vier Jahren, das auf dem nahen Rasenplatze Blumen pflückte und geschäftig hin und wieder lief, um sie dem Manne zu bringen, unsere Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hätte. Meine Gefährtinnen fanden

auch hier Stoff zu spöttelnden Witzeleyen. Mir kam es ganz anders vor; es schien mir etwas Rührendes in dem Verhältnisse eines tapfern, verwundeten Kriegers zu diesem schönen unschuldigen Kinde zu liegen. Mich zog die Geduld an, mit der er sich den Spielen der Kleinen hingab, ihre Blumen annahm, nicht ohne Unbequemlichkeit wegen seines verwundeten Armes auf dem Schooße hielt, und so ganz Vater zu seyn schien. Wir waren schon ziemlich weit von ihm entfernt, als ich mit Schrecken gewahr ward, daß ich meine goldene Halstuchnadel, dieß theuere Andenken meiner Mutter, verloren hatte. Die Andern hatten sich niedergesetzt; ich bath sie, meiner zu warten, und eilte zurück, meine Nadel zu suchen, voll Furcht, sie gar nimmer zu finden. Ich war schon weit gegangen, immer die Augen auf den Boden geheftet und ganz trostlos über meinen Verlust, als eine schöne männliche Stimme mich in zierlichem Französisch fragte, ob ich etwas verloren habe? Ich blickte auf; es war der Offizier. Nicht ohne Verlegenheit sagte ich ihm, was mir geschehen war; er stand sogleich, aber etwas mühsam, auf, um mir suchen zu helfen. Meine Verwirrung wuchs noch mehr, ich bath den Fremden, sich nicht zu bemühen; er ließ sich aber nicht abhalten, und

wir suchten einige Augenblicke, bis er plötzlich „da ist sie!“ ausrief, und mir die Nadel mit einer sehr anständigen Verbeugung überreichte. Jetzt erst sah ich ihn recht an. Es war ein Mann von etwa dreyßig Jahren, groß, sehr gut gewachsen und mit einer sprechenden edlen Physiognomie, in deren Zügen ich einen geheimen Kummer zu finden glaubte; daß er blaß und kränklich aussah, mochte wohl von seiner Blessur herrühren. Ich war unaussprechlich verlegen; und um meine Angst über den Verlust der Nadel in seinen Augen zu rechtfertigen, erzählte ich ihm, warum sie mir so theuer war, daß meine selige Mutter sie beständig getragen, und daß ich sie seit ihrem Tode nie abgelegt hätte. Er hörte mir mit einem freundlichen Lächeln zu, und als ich schwieg, sagte er mir etwas, nicht Verbindliches, nicht Artiges, aber so herzlich Theilnehmendes, daß ich bis unter die Locken erröthete, und nicht wußte, was ich antworten sollte. Zum Glücke kam in diesem Augenblicke die Kleine daher gesprungen. Ist das Ihre Tochter? fragte ich. Er bejahte. Ich bückte mich zu dem Kinde, es war ein gar liebliches Mädchen. Mein Strauß von Rosen und Nelken gefiel ihr. Wie froh war ich, ihn ihr schenken und so meinen innigen Dank gegen ihren Vater durch eine Freu=

de, die ich seinem Kinde machte, bezeigen zu können. Die Kleine sprang frohlockend fort, der Offizier dankte mir äußerst verbindlich; ich verneigte mich und kehrte zu meiner Gesellschaft zurück. Sie hatten den Vorfall von Weitem mit angesehen, und neckten mich mit dem Offiziere von der traurigen Gestalt, der sich meiner angenommen hatte. Mich beleidigte ihr Spott, ich wagte es nicht, dieß zu zeigen; aber ich antwortete wenig, und so ließen sie mich endlich in Ruhe. Ich sah mich noch oft nach dem Fremden um; er hatte seinen vorigen Platz wieder eingenommen, das Kind stand vor ihm und hielt meinen Strauß in der Hand, und ich sah, daß sie ihn kindlich gutherzig mit dem Vater theilte. Ach, dachte ich, wer weiß, wer der Mann ist! Er scheint unglücklich, er ist vielleicht Witwer, hat eine geliebte Gattinn verloren, und hängt nun mit doppelter Zärtlichkeit an seiner Tochter, die ihm das Bild der Verlornen zurück ruft. Warum wäre er sonst allein hier mit einem so kleinen Kinde, das ihm, als Mann und Offizier, mehr Last als Freude machen muß. Wie schmerzlich muß ihm in diesem Zeitpuncte sein Verlust seyn! Wie muß jeder Blick auf das Kind, jede Gelegenheit, wo er sich allein unter den Händen seiner Leute findet, ihn bitter an sein

Unglück erinnern! So verlor ich mich in Gedanken über das Schicksal des Fremden, und merkte es nicht, daß sich bereits der ganze Garten mit geputzten Leuten gefüllt hatte, bis ich mich von allen Seiten begrüßt und angeredet, und auf eine unangenehme Weise aus meiner Träumerey geweckt fand.

Der Tag verging wie die übrigen in wechselnden, geräuschvollen Zerstreuungen, die mir heute noch weniger, als sonst, angenehm waren. Abends war Ball im Redoutensaale, der erste während unsers hiesigen Aufenthalts, und noch mehr, der erste, den ich in meinem Leben gesehen hatte. Obwohl wir morgen mit dem frühesten aufbrechen sollten, konnte dieß Vergnügen doch nicht entbehrt werden, und so zogen wir uns denn an und fuhren hin. Ich war niemahls bey solch einem Feste gewesen. Alles war mir neu, alles überraschte, alles betäubte mich. Es kamen mehrere junge Leute um uns herum, Bekannte der Frauenzimmer, mit denen wir gingen; ich kannte keinen. Es schienen lauter Civilisten; aber ihr Betragen mißfiel mir, es war eben so wenig Feinheit als Bildung darin. Einer kam mir vor allen widerlich vor durch seine Zudringlichkeit und seine geschmacklosen Scherze, und gerade dieser for-

derte mich zum Walzen auf; ich mochte nicht mit ihm tanzen, und schlug es ab. Er ging und suchte sich eine andere Tänzerinn. Man fing an, sich zu stellen; die Musik begann, die Paare löseten sich von der Reihe ab, und dreheten sich in wirbelnden Kreisen dahin. Mir zuckte das Verlangen durch alle Adern. Jetzt war es mir doch leid, daß ich den Tänzer fortgeschickt hatte; aber indem ich so dachte, trat ein recht feiner junger Mann hervor und bath mich. Ich folgte ihm sogleich und tanzte mit innigem Vergnügen, als auf einmahl jener fatale Mensch auf mich zu kam, und mit erhitztem Gesichte und hämischer Art mich darüber zur Rede stellte, daß ich ihm den Tanz abgeschlagen hätte, und jetzt doch mit einem andern walze. Ich war erschrocken, ich wußte nicht, was ich sagen sollte; mein Tänzer wollte mich vertheidigen. Der fatale Mensch wurde immer unartiger, er drang auf eine Erklärung; die übrigen Paare standen stille, um zu sehen, was vorging. Eine Menge Leute schauten auf mich, ich hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. In dem Augenblick sagte eine bekannte Stimme: Was gibt's hier für Streit? Ich sah mich um; der Fremde von heute Morgen, aber in völliger Uniform eines Stabsoffiziers, einen Stern an der Brust, stand hinter mir. Mein

Peiniger fuhr zusammen, das flößte mir Trost ein; mein Tänzer unterrichtete den Fremden von dem Vorfalle. Das Fräulein kennt vermuthlich die Ballregeln nicht, sagte dieser, und hat also unwissend gefehlt; und gesetzt auch, sie hätte Sie beleidigt, Herr Lieutenant, so ist das die Art nicht, wie man ein Frauenzimmer von Stande behandelt. Mein Herr General! fing dieser stotternd an. — Keine Entschuldigung! fiel ihm der Fremde ein: Hier ist nicht der Ort zu Erörterungen. Darf ich Ihnen meinen linken Arm biethen, mein Fräulein! Ich werde die Ehre haben, Sie zu ihrer Gesellschaft zu führen. Verlegen, erfreut, beschämt sah ich ihn an; seine Freundlichkeit machte mir Muth. Ich legte meinen Arm in den seinigen, wir gingen durch die Reihen der Tänzer, die uns ehrerbiethig auswichen; ich konnte wohl sehen, daß mein Beschützer ein Mann von Bedeutung war. Mit vieler Schonung unterrichtete er mich nun von dem Fehler, den ich begangen hatte, und rieth mir, diesen Abend nicht mehr zu tanzen, und mich überhaupt den Blicken der Menge, die ich auf eine unangenehme Art auf mich gezogen hatte, nicht viel auszusetzen. Ich sah die Richtigkeit dieses Rathes wohl ein; ich dankte ihm und versprach ihm unbedingt zu folgen. Er wandte nun das Gespräch auf ande-

re Gegenstände, als wollte er mich zerstreuen; ich war ihm auch dafür verbunden. Er ging sehr langsam — die Tante saß in dem entferntesten Nebenzimmer. Mir war bange, daß ihm der weite Gang beschwerlich fallen würde; ich hätte es ihm gern gesagt, aber ich wagte es nicht. Überhaupt war mir sonderbar zu Muthe, vorzüglich, wenn ich ihn ansehen mußte, wenn sein düsteres Auge so freundlich auf mir ruhete, und der kummervolle Zug um seinen Mund sich in ein wohlwollendes Lächeln verlor. Meine Hand, die auf der seinen lag, zitterte. Er mochte glauben, es sey Wirkung des Schreckens, und sagte liebreich: Fürchten Sie nichts, mein Fräulein! Sie sind ganz sicher vor den Unarten dieses Menschen.

O, ich fürchte mich auch nicht! antwortete ich, indem ich ihm zutrauensvoll in's Gesicht sah: Ich weiß wohl, daß ich unter Ihrem Schutze sicher bin, mir ist nur so sonderbar zu Muthe. Ich fühlte, daß mir in diesem Augenblicke die Augen voll Wasser standen. Warum? Das weiß Gott! denn ich war ja vergnügt und froh. Er sah mich an und drückte meinen Arm fest an sich, indem er sagte: Gutes, liebenswürdiges Kind! Jetzt wurde ich noch ängstlicher, ich mußte mich wegwenden, und zwey Thränen, die ich nicht mehr zurückhalten konnte,

stürzten über meine Wangen. Er sah mich befremdet an, allein er schwieg, und ich auch; aber mein Zittern währte fort, da er mich fast immer ansah, und meinen Arm fest an seine Brust gedrückt hielt.

Wir kamen in das Zimmer, wo die Tante saß. Er übergab mich ihr, und erzählte den Vorfall auf eine so schonende Art, daß ich keinen Vorwurf von der Tante bekam. Er setzte sich bey uns nieder, und erkundigte sich um meinen Nahmen, um meines Vaters Verhältnisse, unsern Wohnort u. s. w. In dem Augenblick kam ein Offizier, redete ihn „Eure Excellenz!“ an, und sagte ihm etwas in's Ohr. Mein Beschützer stand auf, entschuldigte sich, bedauerte, daß er uns verlassen müsse, und ging am Arme des Offiziers fort. Die Tante ergoß sich in Lobeserhebungen, sie fragte bey mehreren Personen um den Nahmen des Generals; man wußte ihn nicht. Er war gestern Abends mit einem Adjutanten, einigen Bedienten, dem Kinde und seiner Wärterinn angekommen, und im ersten Gasthofe des Ortes abgestiegen.

*
* *

Am andern Morgen fuhren wir zeitlich ab. Die Trennung von ** kostete uns viele Thränen. Die Cousine hatte sich wohl unterhalten, sie liebte die

Welt, die Zerstreuungen. Mich hatte das alles gleichgültig gelassen, ja vielmehr, es war mir lästig gewesen; aber mir schwebte Ein Bild hell vor der Seele, es war mir wie ein Wesen höherer Art hülfreich und schützend erschienen, um schnell und ohne Spur zu verschwinden. Auf meinem stillen Dorfe und in den einfachen Verhältnissen des väterlichen Hauses fühlte ich mich wie verwandelt, wie umgewendet. Ich ging träumend herum. Alles kam mir anders vor; ich war zerstreut, vergessen, nur mit Einem Gedanken beschäftigt. Bald indessen wich dieses träumerische Daseyn einer nur allzu traurigen Wirklichkeit. Der Krieg näherte sich unserer Gegend. Die Herrschaft war abwesend, unser Haus nächst dem Schlosse das vorzüglichste, und mein Vater der angesehenste Mann im Dorfe. Die meisten Geschäfte, Leistungen u. s. w. fielen auf ihn; Truppenmärsche, Einquartierungen, Lieferungen nahmen unsere Zeit, unsere Thätigkeit, unser Vermögen in Anspruch. Die Ruhe floh aus unserm stillen Aufenthalte; bald sollten auch Zufriedenheit und Wohlstand entfliehen. Nach der unglücklichen Schlacht bey ** drangen die Feinde in unsere Thäler, sie überschwemmten die Gegend, mein Vater wollte mich zu meiner Tante in die Residenz schicken; aber ich konnte mich nicht entschließen, ihn in

dieser Lage zu verlassen. Als ehemahliger Offizier, der hier ein Freygütchen besaß, und als der einzige, der im Stande war, Rath und Hülfe zu schaffen, wurde er bald von Feinden und Freunden so mit Forderungen, Einquartierung und Geschäften überladen, daß ich mit Zittern die Wirkung voraus sah, die das auf seine geschwächte Gesundheit haben mußte. Die Feinde behandelten uns zwar nicht als Barbaren; aber sie wußten uns um desto sinnreicher zu quälen. Mein Vater wurde ein Opfer ihrer Peinigungen; bald mit Gewalt, bald durch Erpressungen seiner Habe, bald als Geißel von einem Orte zum andern geschleppt, bald unter Androhung des Todes zu Leistungen aufgefordert, die wider seine Pflicht waren, starb er endlich noch während ihres Aufenthaltes, und ließ mich als hülflose Waise zurück. Unser Gütchen war ruinirt; ich wagte es nicht, in dem verlassenen Hause zu bleiben, und nahm mit Freuden das Anerbiethen der Verwalterinn an, zu ihr in's Schloß zu ziehen. Das war eine Zeit, Marie! O diese wenigen Monathe haben mich um so viele Jahre älter gemacht! Doch diese Zeiten, ihre Drangsale und mein Verlust sind dir bekannt; und ich gehe darüber hin, um zu den Begebenheiten zu kommen, die du eigentlich zu wissen verlangst.

Endlich schien sich uns die Hülfe zu nähern; und obwohl unsere Peiniger uns absichtlich in Ungewißheit hielten, konnten wir doch aus ihrem Betragen erkennen, daß es nicht gut um sie stände, und unsere Leute nicht weit entfernt wären. Eines Morgens hörten wir ganz in der Nähe kanoniren; und da der Schall immer stärker wurde, schlossen wir, daß unsere Erretter vordringen müßten. Schon schlugen unsere Herzen voll freudiger Hoffnung, als — das Ärgste geschah, was uns widerfahren konnte. Die Feinde wollten sich nähmlich in dem sehr fest gebauten Schlosse noch eine Weile halten, um Zeit zu gewinnen. Die Thore wurden verrammelt, alles in Vertheidigungsstand gesetzt, und uns die Erdgeschosse, die starke Gewölbe hatten, zum Aufenthalte angewiesen. Mit welchen Empfindungen sahen wir gegen Abend von Weitem **sche Fahnen wehen und unsere Leute anrücken! Wir sollten gegen sie von dem Feinde vertheidigt werden! Bald begann der Kampf, das Schloß wurde beschossen; die Besatzung vertheidigte sich hartnäckig. Stumm, angstvoll saßen wir beysammen, die Verwalterinn, ihre Tochter und ich, und hatten nicht den Muth, uns zu erkundigen, was über unsern Häuptern geschah. Auf einmahl entstand ein schreckliches Geschrey, eine Brandkugel hatte gezündet,

das Dach gegen uns über schlug in Flammen empor; wir schrien vor Entsetzen. Da flog von einem gewaltigen Stoße unsere gesperrte Thüre auf, und zwey feindliche Soldaten stürzten herein — zuckten die Bajonette, und drohten uns auf der Stelle zu ermorden, wenn wir ihnen nicht alles Geld gäben, das wir hätten. Wir waren so erschrocken, daß wir uns kaum besinnen konnten. Der eine Soldat riß mich zu sich, setzte mir das Bajonett auf die Brust. Ich schrie um Hülfe. Stelle dir unser Entzücken vor! Da drangen **sche Soldaten ein; ihnen folgte ein Offizier mit bloßem Degen. Wo ist sie? rief eine theure Stimme. Es war der General. Er eilte auf mich zu, haute nach dem Soldaten, der mich hielt, und faßte mich in den andern Arm, aber mir vergingen die Sinne, ich sank bewußtlos nieder.

Als ich mich erhohlte, fand ich mich in einem fremden Zimmer, ein paar Personen um mich beschäftigt, und gegenüber durchs Fenster schlugen die Flammen des brennenden Schlosses von Weitem durch Nacht und Sturm zum Himmel empor. Ich hörte, daß die Unsrigen einen vollständigen Sieg erhalten und die Feinde vertrieben hatten, daß aber auch das Schloß ganz verbrannt, und nichts als die Menschen daraus gerettet worden

seyen. Der General hatte mich aus dem brennenden Schlosse, nicht ohne eigene Gefahr, getragen, und an einem sichern Orte der Sorge Anderer übergeben, weil seine Gegenwart bey der Truppe nothwendig war. Mit welchen streitenden Empfindungen mich dieß erfüllte, kannst du leicht denken. Ich war in einer Art von Betäubung; ich wußte nicht, was ich zuerst denken oder überlegen sollte. Da ging die Thüre auf, und er trat ein. Ich sprang auf, um ihm zu danken, aber ich war nicht vermögend zu sprechen. Er winkte, und man verließ uns. Fassen Sie sich, meine theure Sophie! sagte er: Die Gefahr ist vorüber, Sie sind in Sicherheit. Ihnen danke ich es, mein Retter, mein Schutzengel! rief ich, und meine Thränen brachen hervor. Ich ergriff seine Hand, und wollte sie an meine Lippen ziehen. Was machen Sie, Fräulein? rief er, schlang den Arm um mich, und drückte einen Kuß auf meine Stirn. Jetzt war es um meine Besinnung geschehen; ich zitterte, daß ich mich an seinem Arme halten mußte. Sophie, meine theure Sophie! rief er: O warum können diese Augenblicke nicht ewig währen! Ich muß fort. Fort? rief ich, und fühlte, daß ich erblaßte: O mein Gott! Was wird aus mir werden, wenn Sie mich verlassen? Sophie! antwortete er: Ich

werde Sie nie — nie vergessen. Denken Sie meiner eben so, wenden Sie sich in jeder Lage Ihres Lebens an mich, Sie werden den treuesten Freund an mir finden! Er drückte mich an seine Brust, ich weinte immer heftiger. Leben Sie wohl! sagte er mit unterdrückter Stimme. Ich blickte auf, ich sah Thränen in seinen Augen; er beugte sich zu mir herab, unsere Lippen berührten sich, ich weiß nicht wie — mir verging Himmel und Erde. Da riß er sich schnell los, rief: Lebe wohl! drückte mir die Hand, und war verschwunden.

Lange, lange stand ich betäubt da, ohne zu begreifen, was geschehen war. Endlich faßte ich mich. Ich war allein, und in meiner Hand lag ein seidener Beutel. Ich erschrack; ich öffnete ihn und fand ihn voll Gold. Es war von ihm. Er hatte meine hülflose Lage erfahren, und wollte mich nicht ohne Unterstützung lassen. Ich mußte ihm dafür danken; dennoch war etwas in dieser Handlung, das mich drückte. Ich fühlte meine Unterordnung sehr schwer. Indessen behielt ich keine Zeit, mich meinem Nachdenken und Gefühle zu überlassen. Die Bekannten, die Nachbarn sammelten sich; jedes hatte zu erzählen, jedes einen Verlust zu beklagen, und alle genug zu jammern. Nachdem wir unser Elend gegen einander gehal-

ten, und alles wohl überlegt hatten, fand es sich, daß, hier in dem halb zerstörten Orte zu bleiben, keine Möglichkeit sey, und jedes sich einen Zufluchtsort wählen müsse. Auch ich mußte daran denken, und mir fiel sogleich die gute Madame Müller ein, die einst bey meiner Mutter als Kammermädchen gedient hatte, und nun in der nächsten Kreisstadt verheirathet war. Ich schrieb ihr. Sie nahm mich gern auf; und ich schickte mich an, mit schwerem Herzen den Ort meiner Geburt, die Grabstätte meiner Ältern zu verlassen, und einem unbekannten Schicksale entgegen zu gehen. Noch ehe ich das Dorf verließ, kannst du dir denken, daß es eines meiner angelegensten Geschäfte war, mich nach dem Nahmen meines Schutzengels zu erkundigen. Aber leider hatte die Truppe, welche das Schloß erstürmte, schon am folgenden Morgen Ordre bekommen, weiter zu marschiren; und die jetzt kamen, die Gegend zu besetzen, wußten nichts von dem Generale. Vielmehr versicherten mich alle, daß nur ein Oberster diese Affaire kommandirt habe, der sich *** nannte; das Regiment aber hieß **. So war denn auch dießmahl meine Hoffnung vereitelt, und mir blieb nur die Wahrscheinlichkeit, daß entweder die erste Nachricht auf dem Balle falsch gewesen, und mein Retter kein

General, sondern Oberster sey, oder daß vielleicht das Regiment seinen Nahmen führe.

Mir that das sehr leid, denn mir war abermahls jede Aussicht abgeschnitten, in irgend einer Verbindung mit ihm zu bleiben; ja selbst die Möglichkeit, mich nach ihm zu erkundigen, war mir benommen. In der unruhigen Lage, in welcher ich mich damahls befand, überlegte ich das nicht so genau. Jedes trachtete fortzukommen, sobald Pferde zu haben und die Wege frey waren. Mir glückte es schon am dritten Tage. Am Abende desselben betrat ich meinen neuen Zufluchtsort, das Haus der guten Müller, und richtete mich ein, hier von meiner Hände Arbeit und dem wenigen Gelde zu leben, was ich aus dem Verkaufe meines kleinen Gütchens lösen würde.

Meine Zeit verfloß still und einförmig. Ein theures Andenken verschönerte meine Einsamkeit. Ich sah die Thorheit meiner Neigung wohl ein; ich sagte mir tausendmahl vor, es sey sträflich, eine Leidenschaft für einen Fremden, dessen Nahmen ich nicht einmahl gewiß wußte, der Vater, vielleicht auch Gatte war, den ich in meinem Leben wahrscheinlicher Weise nie wieder sehen würde, mit den besten Kräften meines Lebens zu nähren. Das sagte ich mir alles; und doch blieb alles genau wie

vorher. Ach, wenn ich den Tag über mich recht müde gearbeitet hatte, um meinen Lebensunterhalt zu gewinnen, dann setzte ich mich hin und nahm das einzige Andenken, das mir von seiner Erscheinung geblieben war, den seidenen Beutel, in die Hand, und überließ mich grillenhaften Träumen! Der Beutel war von Seide und Silber sehr artig gestrickt, und eine ausdrucksvolle Devise bezeichnete ihn als ein Geschenk von lieber Hand. Vielleicht von seiner Frau! dachte ich dann, und es fiel mir zentnerschwer auf's Herz. Aber nein! dann hätte er ihn nicht weggegeben, auch nicht, wenn er Witwer wäre, wie ich mir das erstemahl dachte, als ich ihn sah! So irrte mein Geist von einer Vorstellung zur andern, und fand ein schmerzlich süßes Vergnügen im Entwerfen von allerley romantischen anziehenden Scenen zwischen ihm, der Verfertigerinn des Beutels und mir selbst.

Noch waren die Goldstücke unberührt. Ich war sehr arm; aber ich hätte lieber gedarbt, als sie angegriffen. Allein nun wurde ich krank, die eiserne Noth drang mich; wenn ich nicht zu Grunde gehen wollte, mußte ich sie gebrauchen. Ich that es mit dem größten Widerstreben; denn mir lag sehr wenig an der Erhaltung meines Lebens. Wie gern wäre ich damahls gestorben! Wie ger

auch jetzt! Was ist's denn, das mich hier halten kann?

Ich genas langsam. Während meiner Krankheit hatte ich an der Frau des Oberamtmanns eine Wohlthäterinn, einen guten Engel gefunden. Sie verließ mich auch nicht, als ich gesund worden war; und nur ihrer rastlosen Verwendung, ihren freundlichen Empfehlungen verdanke ich meine jetzige Stelle. Indessen wurde mein Gütchen verkauft. Der Ertrag war viel kleiner, als ich mir geschmeichelt hatte; dennoch setzte er mich in den Stand, die Summe, die mir so großmüthig gegeben worden war, wieder vollständig zu machen, und mir blieb noch ein ziemlicher Betrag, den ich durch Wirthschaft und Sparsamkeit zu einem Nothpfennige für alte und kranke Tage zu vergrößern denke. Sieh, meine liebe Marie! Das ist die Geschichte dieses Geldes, und zugleich die meines Herzens seit den letzten zwey Jahren. Ihn habe ich nie wieder gesehen, werde es auch vielleicht in meinem Leben nicht; aber sein Andenken wird nie aus meiner Brust weichen, und er war auch ganz allein Ursache, daß ich jenen Heirathsantrag ausschlug, von welchem dir die gute Müller schrieb, und sich bitter über mich beklagte. Mir schien es Gewissenssache, einem Manne am Altare Treue

zu schwören, während das Herz mit dem Bilde eines Andern erfüllt ist, und wenn ich auch eine gute Versorgung darüber verscherzen und gezwungen seyn sollte, mein Brot mit Handarbeit zu verdienen.

Den 2. Junius.

Ich habe schon einige Tage vorbey gehen lassen müssen, ohne dir schreiben zu können; aber bey uns herrscht jetzt viele Unruhe und Geschäftigkeit. Wir erwarten den Grafen; und da er, theils durch die Feldzüge, theils durch seine Verhältnisse am Hofe abgehalten, seine Güter seit mehr als drey Jahren nicht gesehen hat, so ist diese Ankunft ein Freudenfest für die Gegend, das sie in eine Art von schwärmerischem Entzücken und Trunkenheit versetzt. Der Graf ist sehr beliebt auf seinen Herrschaften; er ist ein thätiger Landwirth und ein wahrer Vater seiner Unterthanen. Hierzu kommt noch der Ruhm, den er sich im Kriege erwarb, und eine geheime Rücksicht, die freylich nicht bey allen — denn es kennen sie nur wenige — aber bey diesen wenigen noch mehr Interesse für ihn erwirbt. Er ist nicht glücklich in seinem Hause.

Wer das nun weiß, der sucht durch verdoppelte Aufmerksamkeit dem verehrten und bedauerten Gebiether diese dunkle Seite seines Schicksals zu vergüten. Es werden schon alle Anstalten zu seinem Empfange gemacht. Die Beamten dieser und seiner übrigen nahen Herrschaften haben sich uniformirt und beritten gemacht; sie werden den Grafen eine Stunde weit von hier, an seinen Grenzmarken empfangen und zu Pferde hierher begleiten. Am Eingange des Dorfes erwartet ihn der Pfarrer, der Schulze und die Ältesten der Dörfer. Im Orte werden Gras und Blumen gestreut, die Häuser mit Zweigen verziert, alle Glocken geläutet, Pöller gelös't, kurz Alles so feyerlich eingerichtet werden, als es auf dem Lande möglich ist. Ich freue mich recht herzlich auf diesen Tag, und habe den Kindern, theils um ihre Freude zu vergrößern, theils um ihrem allgemein verehrten Vater meine Achtung zu beweisen, heimlich eine Art von Phantasie-Kleidern mit Blumenguirlanden gemacht, in denen die zwey schönen Mädchen wie Liebesgötter aussehen werden. Dann habe ich sie einige Verse gelehrt, die ich, so gut es gehen wollte, zu dieser Gelegenheit verfertigte. Diese sollen sie dem Vater declamiren, und ihm als Proben ihres

Fleißes einige Arbeiten überreichen. Die guten Mühlbergschen, in deren Umgange ich unsern Gebiether kennen und schätzen lernte, haben mich mit Lobsprüchen weit über mein Verdienst für diese Kleinigkeit überhäuft. Doch, meine Liebe, es wird spät; morgen ist der erwartete Tag, und ich habe noch viel zu thun. Lebe wohl!

Den 3. Abends.

Gerechter Gott! In welchem Hause bin ich! Graf Wehlau ist der General, er ist der Unbekannte, dem ich mein Leben danke. O, was wird, was muß er denken, mich hier zu finden, als Hausgenossinn, als Erzieherinn seiner Kinder! Höre die Geschichte dieses Tages, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde, und urtheile von meiner Lage! Der schönste Sommermorgen schien die Absichten eines frohen, dankbaren Volkes begünstigen zu wollen, das seinem geliebten Herrn entgegen sah. Unsere Cavalleristen zogen in schönster Ordnung um acht Uhr im Schloßhofe auf, Mühlberg, der recht gut aussah, an ihrer Spitze; sie salutirten die Gräfinn, die Kinder, und sprengten durch den Thorweg und über die donnernde Brü-

cke hinaus. Nach und nach kamen die Pfarrer, die Ältesten der Gemeinden, eine Menge Volkes aus den benachbarten Dörfern. Alles im Schlosse war lebendig. Die Gräfinn warf sich in ihren größten Staat, sie bedeckte sich mit allen ihren Diamanten, und sah wirklich schön und sehr prächtig aus. Ich zog meine Kinder an. Die Gräfinn war ganz entzückt über ihr Aussehen, so entzückt, daß es mir leid that; denn sie hörte nicht auf, den Kindern zu wiederhohlen, wie schön sie wären. Um zehn Uhr verkündigte der Schall der Glocken, daß der Graf sich nähere. Alle Herzen fingen an zu schlagen, das meinige auch. Ich ahnete nicht, warum es so bang schlug! Jetzt knallten die Pöller auf; ein lautes Vivatrufen, das sich immer näher wälzte und immer stärker ward, sagte uns, daß er bald hier seyn würde. Ich erwartete, den Wagen zu hören; aber der Graf war vor dem Dorfe ausgestiegen, und kam nun, umringt von seinen getreuen, geliebten Unterthanen, zu Fuße mitten unter ihnen in's Schloß. In der Gräfinn Gesichte zeigte ein Zug, der mir äußerst mißfiel, ihre Mißbilligung dieser Herablassung; doch faßte sie sich und ging ihm über die Treppe entgegen. Ich folgte mit meinen Kindern. Er stand im Schloßhofe, abgewandt von uns, unter seinen

Leuten, die seine Hände, den Saum seines Kleides, seinen Säbel, kurz, was sie erhaschen konnten, küßten. Jetzt wandte er sich um, seine Gemahlinn zu umarmen; ich erkannte ihn, mir ward schwarz vor den Augen, ich mußte mich an der Mühlberg halten, die neben mir stand. Was ist Ihnen? sagte sie. Mir wird übel, erwiederte ich: Ich muß auf mein Zimmer. Sie wollte mich begleiten; ich nahm es durchaus nicht an. Wie hätte ich in meiner Verfassung die Gegenwart eines Zeugen ertragen wollen? Es wird mir besser werden, wenn ich aus dem Gedränge komme, sagte ich, und eilte, so schnell ich's vermochte, die Treppe hinauf, um nur seinen Blicken nicht zu begegnen. Aber am ersten Treppenfenster konnte ich nicht weiter; der Ton seiner Stimme fesselte mich. Ich blickte hinab, er umarmte seine Kinder, die kleinen Engel hingen an seinem Halse, er hielt ihre Geschenke in seiner Hand, und Thränen glänzten in seinen Augen. Jetzt stellte er die Kinder nieder, sie sagten ihre Verse her; ich sah die reinste menschliche Freude aus seinen edlen Zügen leuchten, und ich war so glücklich gewesen, sie zu vermehren! Trunken von Seligkeit, und in diesem Augenblick alles Übrige vergessend, weidete ich mich an dem schönen Anblicke; aber

ich mußte eilen, mich zu entfernen, denn ich sah ihn mit den Kindern auf die Treppe zu gehen.

Als ich auf meinem Zimmer und der erste Sturm der Freude und Bestürzung vorüber war, sah ich erst das Mißliche meiner Lage ein, und schauderte vor dem Gedanken, daß Wehlau glauben könnte, ich hätte gewußt, in wessen Haus ich kommen sollte, und mich so ohne sein Wissen, vielleicht gegen seinen Willen, zu ihm gedrängt. Diese Furcht wurde mit jedem Augenblicke peinlicher; und so setzte ich mich schnell hin, und schrieb ihm ungefähr folgendes Billet:

„Eine sonderbare Verkettung von Umständen verbarg mir bis jetzt den Nahmen meines Retters und Wohlthäters; und in dieser Unwissenheit nahm ich meine gegenwärtige Stelle an. So kam ich in Ihr Haus, zu Ihren Kindern, ohne zu ahnen, daß der Graf von Wehlau, den Alles verehrt, was ihn kennt, und mein unbekannter Schutzengel Eine und dieselbe Person sey. Zufällige Ereignisse dienten seit dem dazu, mich in diesem Irrthume zu bestärken; und erst der heutige Morgen hat das Räthsel gelöset. Ich habe es vermieden, Ihnen zu begegnen, um nicht vor Ihren Augen erröthen zu müssen, ehe ich durch

eine eben so aufrichtige als nöthige Erklärung jedes Mißverständniß zu entfernen im Stande war. Die Art, wie Sie mich einst behandelten, läßt mich hoffen, daß Sie keinen Zweifel in mein Geständniß setzen, und mich so beurtheilen werden, wie ich es zu verdienen glaube."

„Auch Ihr edelmüthiges Geschenk ist noch in meiner Hand. Es hat mich zur Zeit der höchsten Noth wohlthätig gerettet, wie Sie selbst thaten, wie es mit dieser Gabe Ihre Absicht war. Diese Zeit ist nun vorüber; und ich bin im Stande, diese Summe in Ihre Hände zurück zu legen, die gewiß künftig einen eben so edlen als schönen Gebrauch davon machen werden."

Sophie v. Alwin.

Ich hatte das Billet kaum geendet, als meine beyden Liebesgötterchen gesprungen kamen, mir die Geschenke zu weisen, die sie von ihrem Vater erhalten, und die eben so von seiner liebevollen Sorge, als von seinem Geschmacke zeugten. Zugleich brachten sie mir die Bothschaft mit, ihr Vater wünschte sehr, der liebenswürdigen Dichterinn seinen Dank persönlich bringen zu können; er bedaure, daß meine Unpäßlichkeit ihn daran hin-

dere, er hoffe aber, sie würde bald vorüber gehen, und er die Freude haben, mich bey Tische zu sehen. Ich faßte mich, und sagte nach einer Weile: Mir ist nicht ganz wohl, liebes Malchen! — so heißt die Älteste — ich weiß nicht, ob ich bey Tische erscheinen kann. Wo ist der Papa? „In seinem Cabinette, Mühlberg ist bey ihm, sie lesen in Schriften.“ Seyen Sie so gütig, ihm dieß Billet zu bringen; es enthält meine Entschuldigung. — Die Kleine hüpfte mit ihrer Schwester fort. Ich stand auf und ging im Zimmer herum, um mich zu fassen, als die Kinder wieder kamen und mir erzählten, ihr Vater habe das Billet gelesen, und lange Zeit darauf nichts gesprochen; dann sey er heftig im Zimmer herum gegangen, und habe sie endlich mit der Antwort fortgeschickt, er werde, wenn es mir nicht zuwider wäre, selbst auf mein Zimmer kommen.

So stehen nun die Sachen; und ich erwarte mit Angst und Entzücken den Augenblick des Wiesehens. Ich zittere vor seinem Anblicke, und zähle die Secunden bis zu seiner Ankunft. O welche Widersprüche enthält das menschliche Herz!

Später.
Ich habe ihn gesprochen. O Marie! Was ist das für ein Mann! Ich soll hier bleiben, seine Kinder nicht verlassen; er will sie nur in meinen Händen wissen, ich kann ihm seine Ruhe, das einzige Glück, das ihm noch übrigt, dadurch erhalten. Kann ich nun wohl fort? Darf ich seine Erwartungen täuschen? Und wenn ich bleiben und um ihn leben soll, was wird aus mir werden?

Alles, alles, was er thut, ist edel; so war auch sein Betragen beym Wiedersehen. Wie ein vieljähriger Bekannter, wie ein älterer Freund oder Verwandter, nahte er sich mir. Keine Anspielung auf frühere Begebenheiten, keine Erinnerungen an die letzten Augenblicke unsers Zusammenseyns entfloh ihm. Er dankte mir mit Wärme für die Freude, die ich ihm heute bereitet hatte, er empfahl mir mit väterlicher Zärtlichkeit seine Kinder, er sagte, daß der Gedanke, sie in meinen Händen zu wissen, eine schwere Sorge von seinem Herzen genommen habe, daß er den Zufall segne, der mich in sein Haus geführt, und daß er mich beschwöre, es nie, nie wieder zu verlassen. Er hatte bey diesen Worten meine Hände gefaßt; er sprach mit einer Heftigkeit, mit einem Ausdrucke in seinen Blicken — Ach, es war doch nur Vater=

sorge, obwohl mein thörichtes Herz auf einen Augenblick etwas anders in seinen Augen zu lesen glaubte! Nein, der Gedanke ist eben so ungegründet, als er eitel und gewissenlos ist. Nein, nein! Wehlau! Du sollst nichts von den Qualen einer hoffnungslosen Leidenschaft fühlen. Gott erhalte dir den Frieden deines edlen Herzens! Gott schütze dich vor den Martern, den Gegenstand einer unglücklichen tugendhaften Liebe stets vor Augen zu haben und zu wissen, daß er für uns auf ewig verloren ist!

Am andern Morgen.

Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Tausend verschiedene Empfindungen und eben so viele Plane durchkreuzten sich in meinem Gemüthe. Am Morgen kam ich endlich doch zu einem Entschlusse. Ich bleibe hier; denn ich halte es für Pflicht. Ich bin ihm das Leben schuldig; er hat es mir mit Gefahr des seinigen erhalten, als er mich ohnmächtig aus dem brennenden Schlosse trug. Kann ich weniger für ihn thun, als das was ihm das Theuerste auf Erden ist, seine Kinder besorgen? Kann ich ihm sein Opfer schöner

vergelten, als wenn ich das Leben, das er erhielt, für ihn verwende? Ja, es ist ihm, seinem Glücke geweiht, und ich werde das meinige in der süßen Beschäftigung mit seinen Kindern finden. Ich werde alle meine Kräfte anstrengen, um sie zu guten, edlen Menschen, um sie ihres vortrefflichen Vaters würdig zu erziehen — sie sollen in mir eine zweyte Mutter finden. Ach, dieser Nahme ist so theuer!

Im Julius.

Mein Leben geht still und einförmig, aber voll innern Gehaltes dahin. Ich bin sehr glücklich, Marie, und doch auch sehr unglücklich! Ich lebe um ihn, ich bin täglich Zeuge seines thätigen, gemeinnützigen Lebens, der Kraft und Besonnenheit, mit der er selbst alles betreibt und beseelt, noch mehr aber des reinen, frommen Willens, mit dem er für das wahre Wohl, das dauerhafte Glück seiner Untergebenen sorgt. Seit er hier ist, ist auch unsere Tagesordnung verändert; die Gräfinn hat sich nach seiner Weise bequemt oder bequemen müssen, und wir essen nun alle über einen Tisch zu den gewöhnlichen Eßstunden Mittags und Abends. Er hat viel Sinn für ein hausväterliches Leben.

Seine Anordnungen, sein Betragen gegen seine Leute, alles verbreitet einen Geist stiller, ruhiger Ordnung und traulichen Beysammenlebens; man fühlt sich behaglich in dem fest bestimmten Wirkungskreise, und die Stunden der Vereinigung sind wahre Stunden der Erhohlung. Wir haben nicht Eine überflüssige Person im Hause, den Hofstaat der Gräfinn ausgenommen, in den er sich nicht mischt. Diejenigen, welche er aufnimmt, besoldet und regiert, müssen thätig und willig seyn. Hieraus entsteht ein so leiser unwandelbarer Gang des Hauswesens und eine solche Heiterkeit und Ruhe der Gemüther, daß wir uns alle wohl dabey befinden, und den Fremden, der unser Haus betritt, der Geist der Heimlichkeit und des Zutrauens freundlich umfängt. Gegen mich beobachtet er die größte Achtung und zarteste Schonung; er sieht mich nie allein, nicht einmahl in Gegenwart der Kinder. Aber wenn er den ganzen Tag entweder mit Schreiben in seinem Cabinett, oder im Feld und Walde bey seinen Arbeitern zugebracht hat, kommt er zuweilen Abends in Mühlbergs Gärtchen hinüber, mit dem ihn seit seiner Jugend eine innige Freundschaft verbindet, und der mehr sein Vertrauter als sein Beamter ist. Auch ich bin meistens mit den Kindern dort; und seine Unterhal-

tung ist dann eben so ungezwungen und herzlich, als sie anziehend und unterrichtend ist. O wie manches habe ich schon von ihm und Mühlberg gelernt! Aber wie viel bleibt mir noch übrig, um auch nur von fern dem schönen Vorbilde dieser zwey trefflichen Männer zu gleichen!

Im Julius.

Ich habe mir endlich gestern ein Herz genommen und bey Mühlberg mit dem Grafen wegen des Geldes gesprochen. Es hatte mich lange gedrückt; denn es sollte nichts zwischen uns seyn, was mich beschämen könnte. Er sah ernst und beynahe gekränkt aus, als ich es ihm in die Hand legte. „Wenn Sie sich dadurch gedrückt fühlen, mein Fräulein, dann ist es meine Pflicht, das Geld zurück zu nehmen.“ Nicht also, Herr Graf! fiel ich ein: aber ich bedarf durch Ihre Güte dieser Summe jetzt nicht mehr. Meine Lage in Ihrem Hause ist so sorgenfrey, daß ich es für unrecht hielte, dieses Geld Dürftigern zu entziehen; und so lege ich es in Ihre segensreiche Hand, die es gewiß wieder zu edlen Zwecken verwenden wird. Er sah mich an, dann auf den Beutel; es war ein ande-

rer von einfacher grüner Seide. Ach, den seinigen hatte ich nicht die Kraft zurück zu geben! Schilt meine Schwachheit, wenn du willst; aber es war das einzige Andenken jener unvergeßlichen Stunde! Ich glaubte eine flüchtige Röthe über sein Gesicht gleiten zu sehen. Nach einigem Bedenken sagte er endlich: Gut denn, mein Fräulein! Ich will es behalten; aber erlauben Sie einem alten Freunde noch ferner für Sie zu sorgen. Betrachten Sie mich als den Verwalter Ihres Vermögens; und, wenn Sie dessen einst bedürfen, vielleicht zu Ihrer Ausstattung — er hielt inne, und sah mich mit einem sonderbaren Blicke an, daß ich die Augen voll Wasser niederschlagen mußte — dann nehmen Sie es aus meiner Hand wieder an! Er drückte die meine flüchtig, und verließ das Zimmer.

Im August.

Ich weiß nun auch etwas Näheres von seinen häuslichen Verhältnissen. Ach, er ist nicht glücklich! Er lernte, als er noch sehr jung war, seine Frau kennen, die außerordentlich schön, von guter Familie, aber ganz arm war, und im Hause harter Verwandten, als eine Art Gesellschafts-

fräulein, sehr gedrückt und unglücklich lebte. Ihre Reize, ihr stilles Leiden entzündeten eine heftige Leidenschaft in seiner Brust; er wollte sie aus dieser Lage reissen, ihr Glück schaffen, und das seinige in ihr finden. Seine Familie war dagegen; man suchte ihn durch Überredung und Zwang von dieser Verbindung abzubringen. Diese Hindernisse entflammten seine Liebe nur noch mehr, und seine Geliebte war schön, klug und fein genug, um den Vortheil einer solchen Heirath einzusehen, und alle, selbst die ungünstigsten Umstände für sich zu benützen. So kam es endlich dahin, daß er sie entführte, und die Liebe seiner Verwandten, und selbst einen Theil seines Vermögens um ihretwillen von sich stieß. Er heirathete sie. Die ersten Monathe vergingen im Taumel des Entzückens. Nach einiger Zeit gelang es ihm, die Verzeihung seiner Verwandten zu erhalten; er führte seine schöne Gemahlinn in die Residenz, an den Hof. Das war es, was sie gewollt hatte. Hier trat ihr Charakter in sein volles Licht, und Wehlau's Glück ging zu Grunde. Schmeicheley, Glanz und Zerstreuung galten ihr mehr, als die Liebe und Wünsche eines edlen Gemahls, der sie anbethete. Sie stürzte sich in den Strudel der großen Welt. Keine Bitten, kei-

ne Vorstellungen konnten sie zurück führen; und um sie zu zwingen, liebte Wehlau sie noch zu sehr. Indessen rief ihn der Krieg von ihrer Seite; nun war sie auch des letzten lästigen Bandes los, und ihre Lebensweise wurde bald die Fabel des Hofes und der Stadt. Unmöglich konnte dieß dem beleidigten Gatten verborgen bleiben. Er erfuhr sein ganzes Unglück, und sein Entschluß war gefaßt. An Scheidung zu denken, verboth ihm die Liebe zu seinen Kindern; denn die Gräfinn, so eine schlechte Gattinn sie ist, ist keine ganz üble Mutter. Seine Hoffnungen auf häusliches Glück hatte er längst aufgegeben; jetzt trachtete er nur, seine Ehre zu sichern. Er kam schnell nach dem Feldzuge zurück, stand unerwartet und plötzlich vor seiner erschrockenen Frau, und kündigte ihr an, daß sie die Stadt verlassen und künftig auf seinen Gütern leben müsse. Sie faßte eine Zeit lang die Möglichkeit eines solchen Befehles nicht, sie versuchte alle Waffen, die ihr einst zu Gebothe gestanden waren, ihres Gemahls nur zu reizbares Herz zu rühren; sie glitten alle an dem Schilde der beleidigten Ehre ab. Es wurde eingepackt. Wehlau ließ ihr die Wahl ihres Aufenthalts; sie fiel auf Wiltenbach, die schönste und beträchtlichste seiner Herrschaften. Der Graf

war es zufrieden; und so lebt sie nun hier in einer Art von leidlicher Gefangenschaft, deren Härte sie, wenn ihr Gemahl abwesend ist, sich auf allerley Wegen zu versüßen weiß. Wenn er gegenwärtig ist, hält Furcht vor ihm sie von falschen Schritten ab. Die Sache geht leidlich fort; der Anstand wird beobachtet, und die Kinder und Nachbarn sehen kein auffallend böses Beyspiel.

Das ist die Geschichte von Wehlau's unglücklicher Ehe. Urtheile, Marie, ob diese Erzählung im Stande war, mein Herz zu beruhigen! Ach, ich sehe das seine an seinen heiligsten, edelsten Freuden darben; ich glaube manches Mahl zu fühlen, daß ich ihm etwas mehr bin, als bloß Erzieherinn seiner Kinder; und ich muß alles das niederkämpfen, bezwingen, und still und heiter scheinen. Dieß ist sehr schwer.

Im August.

Der Graf ist auf einige Wochen nach seinen übrigen Gütern gereiset. Marie! Wenn ich vor kurzer Zeit nicht glaubte, den immerwährenden Kampf aushalten zu können, dann bath ich den Himmel, sich meiner zu erbarmen und durch eine Trennung

den Knoten zu zerschneiden, den zu lösen meine Pflicht mir nicht erlaubte. Er hat mich erhört; und jetzt, jetzt möchte ich verzweifeln, daß er es hat! Das Schloß ist öde, die Gegend eine Wildniß geworden. Weißt du wohl, wie Wieland im Oberon die schnelle Verwandlung jenes Felsenthales beschreibt, das erst so schön und lachend war, und sich, nach des frommen Alphons Tode, schnell in eine grausende Wüste verkehrte? So scheint es mir jetzt in Wiltenbach, seit er fort ist. Wie kann ich leben in einer Luft, in der sein Athem nicht mehr weht, in der der Ton seiner Stimme nicht mehr klingt, wo mir nirgends mehr die geliebte Gestalt begegnet, wo ihr festes Wirken, alle die tausend Züge eines weichen und doch so starken Herzens verschwunden sind? Unsere Lebensart ist auch verändert. Ich esse wieder mit den Kindern auf meinem Zimmer. Nicht mehr ruft der Klang der Tischglocke mich zu einer schönen Stunde voll Genuß, nicht mehr habe ich auf den Hall seines festes Schrittes zu lauschen, wenn er die Gallerie herauf kam, die Flügelthüren aufflogen, und der Gebiether, umringt von seinen Untergebenen, unter denen ihn seine Gestalt, sein Blick, Trotz der freundlichen Herablassung, als den Herrn bezeichnete, in den Saal trat. Nicht mehr erscheint er in den stillen

Abendstunden bey Mühlberg, so ganz nur als Freund, als Mensch, als Vater, oder begleitet unsern Wagen auf Spazierfahrten, wie ehemahls, zu Pferde. Ach, das sind die tausend und tausend Reize des Zusammenlebens, das ist der geheime Zauber, der eine wohlgestimmte Ehe zum glücklichsten Loose der Erde macht! Die Zurückkunft des Gemahls und Vaters, das Wiedersehen bey Tische oder am Abende sind eben so viele lichte Puncte in dem gewöhnlichen Laufe eines Tages, die Würze, die festlichen Augenblicke, die einen schönen Wechsel in's einförmige Leben bringen, und es mit heitern Farben ausschmücken.

Im September.

Zu welchen Auftritten bin ich in dieß Haus gekommen! Was ist das für ein Leben unter diesen Großen! Und warum muß eben das einzige edle Herz unter ihnen leiden? Höre die Erzählung dieser letzten Tage, und theile meinen Schmerz mit mir!

Graf Wehlau war bereits vier Wochen abwesend; die Gräfinn hatte ihre vorige Lebensweise wieder angefangen. Ich lebte still mit meinen

Kindern im Andenken einer schönen Vergangenheit, als ein Cavalier in der Nachbarschaft, Gräf Rottenau, seine Tochter mit dem Sohne des Ministers vermählte, und die Hochzeitsfeyerlichkeiten das Gespräch und die Hoffnung der ganzen Gegend wurden. Auch unsere Gräfinn wurde gebethen, und nahm die Einladung an. Am Tage vor dem Anfange der Festlichkeiten ließ sie mich rufen, und ersuchte mich auf eine so verbindliche und dabey so bestimmte Art, sie zu begleiten, daß ich vergebens meine Pflicht, die Kinder nicht allein zu lassen, vorschützte. Sie beruhigte mich mit der Vorstellung, daß wir erst gegen Abend wegfahren, und nach Mitternacht wieder hier seyn würden, denn Rottenau ist nur anderthalb Stunden von hier entlegen, und die Kammerfrau sollte statt meiner bey den Kindern bleiben. Es war meine Gebietherinn — was konnte ich antworten? Sie sandte mir, um auch die letzten Entschuldigungen zu entkräften, ihre Jungfer und allerley schönes Goldgeschmeide und Putzsachen, um mich dem Orte gemäß, wo ich erscheinen sollte, zu kleiden. Gegen Abend fuhren wir ab. Es war der Tag vor der Vermählung. Heute sollte Concert und Souper, morgen bey der Feyerlichkeit selbst Diner und ein prächtiger Ball, übermorgen eine kleine Komö-

die, und nach dem Theater eine komische Maskerade seyn, worauf ein Feuerwerk das Ende aller Feyerlichkeiten machen würde. Mir schwindelte, wenn ich an drey Tage, in solchem Geräusche verlebt, dachte, und ich war fest entschlossen, nicht alle Mahl zu gehen. Indessen reute mich der erste Versuch nicht. Ich fand eine zahlreiche Gesellschaft, und wurde mit vieler Artigkeit, nicht als eine Untergebene der Gräfinn, sondern als ihre Begleiterinn, behandelt. Das Concert war schön. Du weißt, wie sehr ich die Musik liebe; und so kam ich ziemlich vergnügt nach Hause.

Beym Aussteigen kündigte mir die Gräfinn an, daß ich sie den nächsten Tag wieder begleiten müsse. Es war mir äußerst unangenehm, ich sagte es gerade zu; aber die Gräfinn bestand darauf, und alles, was ich erhielt, war, daß ich nicht zum Diner hinüber fahren, sondern erst gegen neun Uhr Abends nachkommen durfte. Das geschah auch also; und was ich vorher gesehen hatte, traf ein. So gut ich mich im Concert unterhalten hatte, so verstimmt, so einsam fühlte ich mich auf dem Balle, und tausend Erinnerungen wachten schmerzlich in meiner Seele auf. Ein Umstand trug noch dazu bey. Derselbe fatale Offizier, der Lieutenant Holte, der mich vor drey Jahren im Bade zu ** so

gepeinigt hatte, war zugegen; er lag mit seinem Regimente in dem nächsten Städtchen, und war mit vielen seiner Cameraden zu dem heutigen Balle gebethen. Ich mußte mit ihm tanzen; und er erlaubte sich einige sehr beleidigende Scherze über meinen Ritter, wie er den Grafen nannte, und mein jetziges Verhältniß in seinem Hause. Ich war gereizt, empört kann ich sagen, und segnete den Augenblick, wo mich die Gräfinn rufen ließ, um fortzufahren. Ich bath sie auf der Stelle, mich von der Begleitung am nächsten Tage zu dispensiren; sie that es nach einiger Weigerung, und ich war froh, am andern Morgen, als ich erwachte, denken zu können, daß ich heute wieder in meiner gewohnten Stille leben würde. Die Gräfinn zog sich nach Tische an. Es kam mir sonderbar vor, daß sie es wagte, drey Tage nach einander bey diesen Feyerlichkeiten zu erscheinen, weil mir des Grafen Gesinnungen in dieser Rücksicht bekannt waren. Am Abende ließ sie mich rufen. Als ich in ihr Zimmer trat, stand sie und noch ein Frauenzimmer in einem phantastischen, aber schönen Maskenanzuge da. Jede hatte die Larve in der Hand. Seyen Sie so gütig, liebe Sophie, rief sie mir entgegen, dieser Dame Ihren Überrock und Ihren Shawl zu leihen, den Sie gestern trugen; sie war so unglück-

lich, den ihrigen beym Aussteigen zu zerreißen. Ich willigte gern ein, eilte auf mein Zimmer, und kam bald mit den verlangten Kleidungsstücken zurück. Ohne etwas zu ahnen, trat ich zu der Fremden, und wollte ihr helfen, den Überrock anziehen; denn der Wagen war schon angespannt. Jetzt erst sah ich ihr in's Gesicht. Allmächtiger Gott! Stelle dir mein Entsetzen vor, es war der Offizier, dessen Porträt ich einst für des Grafen Bild gehalten hatte! Mir fiel das Kleid vor Schrecken aus der Hand. Was machen Sie? rief die Gräfinn. Ich faßte mich, so gut ich konnte; der Offizier kam nur mit Mühe in den Überrock, der ihm überall zu enge war. Die Gräfinn half lachend; mir schauderte in einem fort. Ich warf ihm den Shawl über, und eilte voll Abscheu und Verachtung aus dem Zimmer.

Es dauerte lange Zeit, ehe ich mein Gemüth beruhigen und einige Fassung gewinnen konnte. Wehlau's Bild trat vor mich; ich brach in Thränen über sein Schicksal aus, und erst in diesen Thränen fand ich einige Ruhe wieder. Die Kinder kamen zu mir, ich zog sie an meine Brust, und weinte über sie; sie begriffen meine heftige Rührung nicht, und suchten mich zu trösten. Ich ließ sie bald zu Bette gehen; und als ich mich allein fand, rief ich wieder alle Bilder und Erin-

nerungen des heutigen Tages und der Vergangenheit zurück. Schlafen konnte ich nicht; denn meine Empfindungen waren zu sehr aufgeregt. So trat ich an den Schrank, der meine wenigen Kostbarkeiten verwahrt, nahm den Beutel heraus, den ich wie ein Heiligthum verehre, und hing meinen trüben Gedanken nach. Plötzlich entstand Lärm im Hause; ich eilte an's Fenster. Der Schloßhof füllte sich mit Leuten; einige hatten Fackeln. Endlich fuhr ein Wagen in's Thor. Ich hörte den Kutschenschlag öffnen, und wunderte mich, daß die Gräfinn schon zurück seyn sollte; denn es war kaum Mitternacht. Es dauerte sehr lange, bis man ausgestiegen war. Ich konnte nicht sehen, wer kam; aber mich befiel eine sonderbare Angst, mir schien der ganze Auftritt seltsam, unheimlich. Auf einmahl hörte ich mit schnellen Schritten über den Vorsaal gehen; die Thüre wurde aufgerissen, die Kammerfrau stürzte bleich herein: Um Gotteswillen! Kommen Sie herab, Fräulein! Der Graf ist angekommen! Er ist verwundet! Ich erstarrte, ich wußte nicht, wie mir geschah; die Kammerfrau ergriff mich bey der Hand, und zog mich mit sich fort. Ich flog die Treppe hinab durch den Saal, durch die Zimmer. Endlich kamen wir in des Grafen Cabinett. Er

lag auf dem Kanapeh halb entkleidet, aber völlig bey sich; sein Kammerdiener und ein Wundarzt waren um ihn beschäftigt. Als er mich sah, streckte er mir die Hand entgegen und bath mich um Verzeihung, wenn man mir Schrecken gemacht habe. Ich war unfähig zu antworten, meine Hand zitterte heftig in der seinen; er drückte sie mir und sah mich lange und bedeutend an. Dann befahl er, mir die Schlüssel zu geben, damit ich alles besorgen könne, was sein Zustand erfordere. Ich ging hinaus, Anstalten zu machen; und hier hörte ich, daß der Graf in Rottenau gewesen, und von da hierher gebracht worden sey. Ich fragte nach der Gräfinn. Sie war dort geblieben. Mir graute, ein fürchterlicher Zusammenhang fing an, sich vor meiner Seele zu offenbaren. Halb bewußtlos kehrte ich in's Cabinett zurück, und machte in meiner Angst eine Menge Confusionen. Wehlau ertrug sie mit unbeschreiblicher Geduld. Nun hatte der Wundarzt den Verband geendet. Ich näherte mich ihm und fragte mit zitternder Stimme, ob die Wunde bedenklich sey? Wehlau heftete sein Auge auf mich; er sah mein Zittern, meine Todesblässe, und antwortete schneller als der Arzt, daß seine Verletzung ganz unbedeutend sey, und er in wenigen Tagen wieder aufzustehen hoffe.

Ich sah ihn und den Wundarzt ängstlich, ungläubig an; aber auch dieser bestätigte Wehlau's Versicherung, und empfahl Ruhe, Entfernung alles Geräusches, aller Gemüthserschütterung. Bey diesen Worten sah ich eine heftige Bewegung in Wehlau's Augen; und ein Blick, den er auf die Kammerfrau warf, schien mir das ganze Geheimniß zu enthüllen. Jetzt stürzte Mühlberg verstört und blaß in's Zimmer. Auch zu ihm war die Schreckenspost, noch vergrößert, gekommen; und Wehlau beruhigte auch ihn mit herzlicher Freundlichkeit. Nun faßte ich Muth, wandte mich zum Wundarzte und sagte ihm, ich würde alle Sorge tragen, daß seine Vorschriften pünctlich befolgt werden sollten; aber um sicher zu seyn, daß nichts versäumt werde, würde ich mit Herrn Mühlberg diese Nacht hier wachen, wenn es der Graf erlaube. Wehlau fuhr empor, Purpurroth überdeckte sein Gesicht. Durchaus nicht, durchaus nicht! rief er: Sie sind von dem Schrecken zu sehr angegriffen, Ihre Gesundheit würde leiden. Der Wundarzt trat mir bey, er winkte mir, nicht nachzugeben; es schien ihm selbst daran zu liegen, besonders da er nicht hier bleiben, und erst morgen Abends wieder kommen konnte. Und da auch Mühlberg seine Bitten mit den meini-

gen vereinigte, gab Wehlau endlich nach, indem er unsere beyden Hände faßte, und herzlich an seine Brust drückte, indeß eine Thräne sein Auge schwellte. Nicht so, nicht so, Herr Graf! rief Mühlberg: Sie sollen sich vor jeder Gemüthsbewegung hüthen. O schonen Sie eine Gesundheit, die uns allen so unendlich theuer ist! Seyen Sie ruhig! Ruhig? rief Wehlau mit einer Heftigkeit, vor der ich erschrack: Ruhig? sagst du, Ferdinand, nach dem, was vorgefallen ist? Ich kann nicht ruhig seyn; ich wäre nichtswürdig, wenn ich es könnte. Wir drangen bittend in ihn, da befahl er den Übrigen, hinaus zu gehen, und sagte: Nein, ich kann den Sturm nicht niederkämpfen; und so ist es mir leichter, wenn ich spreche. Ihr seyd meine Freunde! In eure treuen Seelen kann ich mein Herz ergießen. Nun begann er seine Erzählung. Die Gräfinn war gegen den Befehl ihres Gemahls zu Rottenau gewesen. Er erfuhr es und eilte sogleich zurück, um sie zur Rede zu stellen. Der Weg nach Wiltenbach führt über Rottenau. Er sah das Schloß beleuchtet und hörte, daß seine Frau mit Fräulein von Alwin da sey. Ein unglücklicher Einfall treibt ihn, auf der Maskerade zu erscheinen, und seine Frau zu beobachten. Sein Kammerdiener weiß sich im Schlosse einen

Venetianermantel und eine Maske zu verschaffen. Wehlau kleidet sich beym Pfarrer an, und tritt unerkannt in den Saal. Er sieht seine Frau bald mit einem Frauenzimmer, das er, durch meinen Shawl irre geführt, für mich hält. Er geht ihnen nach; aber er überzeugte sich in kurzem, daß die Fremde nicht die Erzieherinn seiner Kinder ist. Ihr Gang, ihre Haltung erregen einen kränkenden Verdacht in ihm. Ein Gespräch zweyer Masken hinter ihm macht seine Vermuthung zur Gewißheit; nicht er allein hält die Begleiterinn seiner Frau für einen verkleideten Mann. Sein Zorn wacht auf, und er bezwingt ihn nur so lange, bis er Gewißheit haben wird. Indessen geht er den beyden Masken immer nach, und sie verlassen den Saal, um sich in einem Zimmer abzukühlen. Wehlau folgt ihnen. Die Fremde nimmt die Larve ab, wie sie sich unbemerkt glaubt, und Wehlau erkennt den Offizier, den er schon längst als den Feind seiner Ehre haßt. Nun verläßt ihn alle Besonnenheit; er reißt die Maske ab, tritt schnell vor die Schuldigen hin, und sagt dem Offizier, er solle sich umkleiden und ihm in das Wäldchen hinter dem Garten folgen. Erblaßt, zitternd, aber entschlossen, folgt ihm dieser auf dem Fuß, sucht seine Leute auf, wirft die Weiberkleider ab, und

eilt in das Wäldchen, um dem beleidigten Gatten Genugthuung zu geben. So schnell und geheim dieß alles verhandelt wurde, verbreitet doch die Angst der Gräfinn und die Muthmaßungen der Leute ein dumpfes Gerücht. Alles wird beunruhigt, man eilt den Kämpfenden nach; aber es ist zu spät. Der Offizier hat bereits einen Hieb über das Gesicht bekommen, der ihn lebenslang an diese Nacht erinnern wird, und Wehlau ist in der Seite verwundet. Man springt den Verwundeten bey. Der Offizier wird ohnmächtig in's Schloß gebracht. Wehlau besteht, Trotz alles freundschaftlichen Dringens der Rottenauschen, darauf, noch diese Nacht nach Wiltenbach zurück zu kehren; seine Frau bleibt in Rottenau.

Das war die Geschichte, die uns Wehlau in der heftigsten Gemüthsbewegung, oft unterbrochen und nur langsam, mitzutheilen im Stande war. Vergebens suchten wir ihn zu besänftigen; seine beleidigte Ehre, der Gedanke, daß die Geschichte dieser Nacht zur Fabel der Welt werden würde, Zorn und Verachtung gegen die, die seinen Nahmen und ihr Verhältniß so wenig schonte, alles das regte sein Gemüth in wildem Sturme auf, und zog ihm, mit dem Schmerz der Wunde vereint, gegen den Morgen ein so heftiges

Fieber zu, daß ich Mühlberg ersuchte, um des Grafen gewöhnlichen Arzt in die Residenz zu schicken. Er wollte das durchaus nicht; wir bathen beyde so dringend, daß er uns endlich nachgab, aber mit der Bedingung, daß wir nun, da es Tag geworden, und seine Leute alle um ihn her wach waren, zu Bette gehen und ruhen sollten.

Ich habe es versucht, ein paar Stunden zu schlafen; aber die innere Angst und Bewegung machte es unmöglich; ich stand wieder auf und setzte mich hin, dir die Geschichte dieses letzten Tages zu schreiben. O liebe Marie! Welch ein Leben ist dieß in diesem Hause!

Am andern Tage.

Ich ging gestern gegen Mittag zu Wehlau hinab, und fand ihn merklich übler. Das Fieber nimmt zu; er hat Augenblicke, worin er seiner Besinnung nicht ganz mächtig ist. Seine Frau, der Zweykampf, Rache und gekränkter Stolz sind die herrschenden Vorstellungen seiner Seele, und manches Mahl entschlüpfen ihm Worte, Ausrufungen, die mich noch weit tiefer erschüttern, indem sie mich mit schauderndem Entzücken füllen. Ich sehe Ge-

fühle beantwortet, die ich mir selbst zu gestehen nicht wagte; und diese Beobachtung erfüllt mich mit Freude und Schmerz. Ich sehe ihn leiden und muß denken, daß jene Gefühle seinen Zustand verschlimmern; und er leidet mit so vieler Fassung, mit so viel Stärke, und mit solcher Sanftmuth! Wie dankbar er jede Bemühung der Freundschaft aufnimmt, jeden noch so kleinen Dienst erkennt! O meine Marie! Es liegt eine schmerzliche Seligkeit in dem Bewußtseyn, ihm so viel seyn zu können; ich möchte ihn ewig so pflegen, wenn er nicht dabey leiden müßte.

Später.

Es sind fünf Tage, seit Wehlau krank ist, und die Gräfinn ist noch nicht zu Hause. Sein Zustand verschlimmert sich zusehends. Die neue Wunde ist unbedeutend; aber die alten, an denen er vor zwey Jahren im Bade litt, drohen wieder aufzubrechen. Der Arzt macht bedenkliche Mienen. Mühlberg und ich fassen uns mit Mühe; er allein ist ruhig, wenn er bey sich ist. Er sieht seinen gegenwärtigen Zustand mit Gleichgültigkeit an, und einer Catastrophe, an die wir nicht denken können,

mit der Heiterkeit eines Christen entgegen. Marie! Wenn ich ihn nicht geliebt hätte, ich würde es jetzt müssen.

An Mademoiselle Marie Oltens.

**stadt den 18. Sept.

Ich habe den Auftrag von Fräulein Alwin, Ihnen, meine verehrteste Mademoiselle, zu melden, daß das Fräulein nicht mehr in Wiltenbach bey der Gräfinn von Wehlau, sondern seit acht Tagen in meinem Hause ist. Sie würde selbst geschrieben haben; aber sie ist sehr krank, so, daß wir mit Grunde befürchten, nicht sowohl, daß sie an diesem Übel jetzt sterben, als daß es vielmehr ihre Gesundheit ganz untergraben und in ein schleichendes Fieber ausarten werde. Sie läßt Sie bitten, Ihre Briefe hierher zu addressiren. Die Ursachen dieser plötzlichen Veränderung ihres Schicksals behält sie sich vor, Ihnen mit der Zeit selbst zu schreiben. Was ich zu Ihrer Beruhigung sagen kann, ist, daß sich das Fräulein in guten Händen befindet, indem ich und meine Kinder gewiß es an

keiner Sorgfalt fehlen lassen, und noch überdieß die gnädige Frau Oberamtmänninn selbst sie jeden Tag besucht, und sie wie ihr eigenes Kind zu halten befohlen hat.

Ich habe die Ehre mit — — —

Therese Müller.

Sophie von Alwin an Marie Oltens.

**stadt im November.

Zwey Monathe sind wie ein dumpfer schwerer Traum vorüber. Ich bin erwacht. Zu welchem Leben! — Die gute Müller, in deren Hause ich — vegetire, hat dir meinen Aufenthalt geschrieben und dir zuweilen Nachricht über mein Befinden gegeben; ich brauche dir also nichts vom Gange meiner Krankheit zu schreiben, und ich bin sehr froh darüber. Dennoch kann ich nicht ohne große Anstrengung meine Gedanken sammeln, und, was ich denke, zu Papier bringen. Verzeihe daher, liebste Marie, wenn dieser Brief noch manche Spuren von Geistesschwäche tragen, und in vie-

len Absätzen geschrieben seyn wird. Ich kann nicht lange bey einer Beschäftigung aushalten; aber ich fühle mich verpflichtet, dir mitzutheilen, was mit mir vorgegangen ist, und in dieser Mittheilung Erleichterung zu suchen.

Mein letzter Brief war, wenn ich nicht irre, vor zwey oder dritthalb Monathen aus Wiltenbach; ich meldete dir damahls die Krankheit des Grafen und meine Stimmung. Noch an demselben Tage kam sie zurück, sie, die ich nicht nennen kann, ohne daß sich mein Innerstes empört. Sie betrat sein Zimmer nicht, sie ließ mich nicht rufen, sie sah kaum ihre Kinder; wir verbargen ihm ihre Anwesenheit, und es gelang uns, ihn diesen und den ganzen folgenden Tag in dieser wohlthätigen Unwissenheit zu erhalten. Nachmittags saßen die Mühlberg und ich in seinem Zimmer; er lag ruhig und schien ein wenig zu schlummern. Da trat die Kammerfrau ein, die seit der ersten Nacht sich nicht wieder in seinem Zimmer hatte zeigen dürfen, und winkte mir, ihr zu folgen. Es lag so etwas Schadenfrohes in den Zügen dieses Weibes, das ich nie hatte leiden mögen, weil ich sie für das folgsame Werkzeug, wo nicht für die Verführerinn ihrer Frau hielt. Was wollen Sie von mir? sagte ich, als wir im Saa-

le waren. Sie sollen zur Gräfinn kommen, antwortete sie, und ging mit trotziger Unart immer vor mir voraus, bis in der Gräfinn Zimmer. Mich ärgerte diese Unverschämtheit; ich war entschlossen, mich bey der Gräfinn darüber zu beschweren. Wie ich eintrat, saß die Gräfinn auf dem Sopha, und — der Beutel, den ich von Wehlau erhalten hatte, lag vor ihr auf dem Tische. Ich erschrack und fühlte, daß der Schrecken sich in meinen Zügen mahlte.

Ihr Erblassen, Mademoiselle, (sie hatte mich sonst immer Fräulein genannt) überhebt mich vieler Mühe, rief sie mit bitterm Hohne: Sie sind schuldig, wie ich es dachte —

Schuldig? antwortete ich: Was nennen Sie so, gnädige Frau? — Was ich so nenne? schrie sie mit ausbrechender Wuth, indem sie mir den Beutel vor die Füße warf: Buhlerische, freche Creatur! Und du hast noch die Stirn, mich zu fragen? Ich erschrack noch mehr, ich wollte antworten, aber ich hatte kaum ein Wort gesprochen, als sie mit einem Strome von Bitterkeiten und Schmähungen, die sie über mich ausschüttete, mir alle Möglichkelt der Vertheidigung benahm. Ich hätte ihren Gemahl längst gekannt und eine sträfliche Verbindung mit ihm unterhalten, er habe sein

Geld an mich verschwendet, meine Aufnahme in sein Haus sey eine listig veranstaltete Komödie, und alles nur darauf angelegt gewesen, mich in seine Nähe zu bringen, um unser schändliches Verhältniß ungestört fortsetzen zu können. Sie wußte Alles, mein erstes Zusammentreffen mit ihrem Manne im ** Bade, und meine Rettung durch ihn. Mein Brief, den ich am ersten Tage seiner Ankunft an ihn schrieb, mein ganzes folgendes Betragen, meine jetzige Sorge für ihn, Alles wurde mir, zu einem gehässigen schändlichen Ganzen geordnet, vorgehalten, daß ich über die fürchterliche Wahrscheinlichkeit erschrack, mit der man abgerissene Anecdoten und zufällige Umstände zum Verderben einer Unglücklichen zusammen stellen konnte.

Ich war vernichtet; ich vermochte nichts zu antworten. Der Schein war wider mich, und kein Zeuge für die Wahrheit meiner Behauptungen, als Gott und mein Gewissen. Als sie aufgehört oder vielmehr sich müde geschmäht hatte, kündigte sie mir in den härtesten Ausdrücken an, daß ich binnen vier und zwanzig Stunden ihr Haus verlassen müßte, weil es das Wohl ihrer Kinder und ihre Ehre nicht erlauben, die anerkannte Buhlerinn ihres Mannes im Hause zu behalten. Ihre Ehre! O bey diesem Worte wendete sich mir das

Herz im Busen um! Eine sehr bittere Antwort trat auf meine Lippen, aber ich schwieg und verließ sie.

Ich hatte gestern geschrieben, so lange es meine Kräfte zuließen. Ach, es ist ein sehr anstrengendes Geschäft, die Geschichte seiner Leiden zu erzählen! Und dennoch finde ich eine Art von Trost darin.

Wie ich in mein Zimmer kam, weiß ich nicht. Es war gegen Abend und völlig dunkel, als ich aus meiner Betäubung geweckt wurde. Die Kammerfrau trat ein und forderte mir die Kinder ab. Ihre Betten, ihr Nachtzeug, Alles mußte noch diesen Abend zur Gräfinn hinab gebracht werden. Das war ein entsetzlicher Augenblick! Die armen Kinder begriffen nicht, warum? Sie hingen mit so herzlicher Liebe an mir. Ich ließ Alles geschehen, ohne ein Wort zu sagen, ohne Thränen, ohne Klage entließ ich die Kleinen; die Brust war mir zusammengeschnürt, ich hatte kaum Athem genug. Als sie fort waren, versank ich aufs neue in trübes Nachsinnen und halbe Bewußtlosigkeit. Spät kam Mühlberg. Er wußte alles, die Theilnahme des treuen Freundes berührte mein Herz wohlthätig; aber was ich zu hören hatte, linderte

meinen Zustand nicht. Wehlau hatte mein Wegbleiben bemerkt und öfters nach mir gefragt; endlich, da ihm niemand zu sagen wußte, wo ich geblieben war, befahl er, mich zu rufen. Da entschlüpfte dem Kammerdiener ein unbedachtes Wort; er hatte alles von der Kammerfrau erfahren. Wehlau faßte es schnell auf, er drang darauf, mehr zu wissen; der Mensch war zu einfältig, um seine Unbesonnenheit wieder gut zu machen, und so hörte Wehlau den ganzen Vorgang, den unter allen Menschen er zuletzt oder gar nicht hätte erfahren sollen. Die heftige Erschütterung des Gemüthes beraubte ihn des Bewußtseyns; er verfiel in Phantasien, und endlich in eine Art von Raserey, die für sein Leben zittern machte. So war er noch, als Mühlberg ihn verlassen hatte, um mich zu sehen. Er fürchtete das Ärgste; und ich konnte wohl aus seinen Reden schließen, daß er alle Hoffnung aufgegeben hatte.

Ich war außer mir; mein Herz ergoß sich in Bitterkeit gegen die Urheberinn all dieses Unglücks.

Ich begreife Ihren Schmerz, liebe Freundinn, sagte Mühlberg: Aber lassen Sie uns gerecht seyn! Hören Sie mich an! Die Gräfinn ist ein sehr gewöhnliches Weib, ja, sie ist noch unter die-

ser Stufe. Setzen Sie sich in ihre Lage, mit diesem Gemüthe, das nichts Edles und Großes zu fassen vermag, weil die Fähigkeit dazu nicht in ihm liegt; denken Sie, daß sie schon längst der Untreue überführt, von einem beleidigten Gemahl in einer Art von Verbannung gehalten, und von allem getrennt wird, was sie Glück und Vergnügen nennt, daß sie erst vor einigen Tagen durch eben diesen Gatten auf schlechten Wegen ertappt, öffentlich beschämt und zur Fabel der Welt geworden ist! Und nun erfährt diese Frau, daß der Gemahl, der sie so streng richtet, der eine, wie sie glaubt, schwärmerische Tugend von ihr fordert, selbst nicht schuldlos ist, daß er längst eine Andere liebt, daß diese andere sich in ihrem Hause, an der Seite ihres Gemahls befindet, daß seine Liebe gegen sie fortwährt, daß sie es ist, die ihn in seiner Krankheit pflegt. —— Denken Sie sich das unparteyisch, und urtheilen Sie, ob eine Person, wie die Gräfinn, anders handeln konnte?

Ich verstummte. Ach, er hatte nur zu sehr Recht.

„Noch ist nicht alle Hoffnung verloren, meine Freundinn! Wehlau lebt noch; er ist jung, kräftig, Gott kann ihn uns erhalten. Und ist er nur wieder gesund, so wird auch alles sich wieder

finden und gut gehen. Stirbt er, dann habe ich auf jeden Fall sein Testament in Händen, das Ihr und seiner Kinder Schicksal bestimmt.“

— Und wohin soll ich mich wenden? sagte ich nach einer langen Pause: Ich habe niemanden auf der Welt.

„Gehen Sie indessen nach **stadt zu der guten Müller! Sie wird Sie mit Freuden aufnehmen. Ich werde Ihnen morgen Pferde besorgen; mein Schreiber soll Sie begleiten. Gehen Sie in Gottes Nahmen! Wir sehen uns wieder, entweder froher, oder doch gefaßter als jetzt.“

Er drückte meine Hand und eilte fort. Ich wollte meine verworrenen Gedanken sammeln; es gelang nicht. Ich warf mich auf's Bett, meine Angst, mein Schmerz verscheuchte den Schlaf; ich stand am Morgen eben so wach, nur viel erschöpfter, wieder auf, als ich mich niedergelegt hatte. Das allein hatte mir die Stille der Nacht gewährt, daß ich nachdenken und die zerstreuten Bruchstücke meines Unglücks in ein Ganzes ordnen konnte. Ich erinnerte mich nun, daß ich den Lieutenant Holte auf dem Balle zu Rottenau gesehen hatte, daß er unter demselben Regimente diente, welches zur Erstürmung des Schlosses beordert

wurde, und daß er vielleicht selbst bey der Affaire gewesen war. Er konnte alles wissen, die Gräfinn alles von ihm erfahren haben. Den Beutel hatte ich in jener Schreckensnacht, als die Kammerfrau in's Zimmer stürzte, in Händen gehabt, und in der Verwirrung liegen lassen. Es war eine Arbeit der Gräfinn; sie hatte ihn erkannt, und vermuthlich, indessen ich unten war, weggenommen. So hing alles zusammen, und ließ sich leicht erklären — ach, nur zu leicht und natürlich!

Am Morgen ging ich zu Mühlberg hinüber, um mir Nachricht von Wehlau zu verschaffen. In sein Zimmer durfte ich nicht mehr; es war strenges Verboth der Gräfinn; und wie hätte ich mich, nach einer so entehrenden Behandlung, einer Abweisung aussetzen können? Die Nachrichten waren äußerst niederschlagend. Die Heftigkeit der Phantasien hatten gegen Morgen einer völligen Entkräftung Platz gemacht; er war zu sich gekommen und hatte zu beichten verlangt. Man fürchtete, er werde den Abend nicht erleben. Ich wußte nicht, was ich that oder sagte. Die Mühlberg sah meinen Zustand; ich sollte einpacken, mich zur Abreise anschicken, und ich konnte mich kaum aufrecht erhalten, vielweniger zusammenhängend denken. Sie nahm mir die Schlüssel ab,

und ging, um statt meiner alles zu besorgen. Auch die Kinder durfte ich nicht mehr sehen; die Gräfinn ließ sie keinen Augenblick von sich. Nach einer Stunde kam die Mühlberg sehr verstört wieder. Ich heftete einen angstvollen Blick auf sie; aussprechen konnte ich nicht, was ich empfand. „Es ist angespannt, meine Theure! Ihre Sachen sind in Ordnung. Wollen Sie nicht lieber gleich gehen?“ Ich zitterte, und sah sie stumm an. „Es steht Ihnen ein erschütternder Auftritt bevor, wenn Sie länger bleiben; man wird kommen, dem Grafen das letzte Abendmahl zu reichen.“ O lassen Sie mich bleiben! rief ich: Ich wünsche dabey zu seyn, ich kann ja nicht mehr leiden als jetzt; das wird man mir ja doch erlauben. Sie setzte sich weinend neben mir nieder; ach, ich hatte keine Thränen! Auf einmahl sprang sie auf. Sie kommen! rief sie. Ich stand auf und wollte ihr folgen, aber meine Kniee wankten; die Mühlberg mußte mich führen. Wir gingen die Treppe hinab. Wie wir in die Gallerie traten, die zur Haupttreppe und von dort in den Saal führt, schallte uns das laute Bethen und das Klingeln der Glocken entgegen. Ich fing an zu zittern. Der Zug kam die Treppe herauf vor uns vorüber, alle Beamten, alle Hausoffiziere

und Bedienten des Grafen, alle mit Wachslichtern in den Händen, die meisten bleich, verstört, viele in Thränen. O, welcher Anblick! Wir schlossen uns an sie und kamen in den Saal. Die Mühlberg zeigte mir durch's Fenster auf den Schloßhof; er war voll Leute, Bewohner der Dörfer, die in dem Grafen einen Vater liebten und vor seinem nahen Verluste zitterten. Alle standen in dumpfer Stille; nur einzelne Laute des Weinens drangen herauf. Die Begleitung blieb im Saale; der Geistliche, Mühlberg und die Chorknaben gingen in's Krankenzimmer. Kein Laut, keine Bewegung in der ganzen Versammlung! Auf einmahl tönte das Klingeln der Glocke aus Wehlau's Kabinette. Jetzt stürzte alles auf die Kniee, alle Hände falteten sich in stummer Angst und in heißem Gebethe. Mir vergingen die Sinne, ich lag auf dem Gesichte und wurde nicht gewahr, daß bereits Alles aufgestanden war. Die Mühlberg richtete mich auf; aber ich konnte nicht stehen. Da näherten sich einige der Bessern im Hause, die mir immer gewogen gewesen waren, und die der Bannfluch der Gräfinn nicht von mir gescheucht hatte; sie kamen um mich herum, sie beurlaubten sich herzlich von mir, und trugen mich hülfreich in den Wagen. Der Schreiber und mein

Dienstmädchen setzten sich zu mir. Die gute Mühlberg hatte ihnen stärkende Essenzen und Arzneyen für mich mitgegeben; ich bedurfte ihrer wohl. Auf dem nicht sehr langen Wege war ich über zehn Mahl ohnmächtig geworden.

Ich kam todtkrank hier an. Sechs Wochen vergingen, ohne daß ich meiner Besinnung vollkommen mächtig geworden wäre. Seit vierzehn Tagen ungefähr stehe ich auf und schleiche umher. Die gute Müller sagte mir, daß mehr als Ein Mahl ein Mann gekommen sey, der sich nach mir erkundigt, ihr Geld und Stärkungen für mich gebracht habe. Sie habe ihm das erste immer zurück gegeben, weil ich noch versehen war. Jetzt war er schon längere Zeit ausgeblieben. Ach, das ist von den guten Mühlbergschen; denn Er lebt nicht mehr! Ich habe es während meiner Krankheit gehört. Das war zu erwarten; ich hatte ihn aufgegeben, als ich das Haus verließ.

**stadt am Ende November.

Marie! Was hab' ich dir zu erzählen! Wozu hat die Vorsehung mich noch aufbewahrt! Ach,

wann wird endlich einmahl der freundliche Augenblick kommen, der mit meinem Leben diese Kette von Leiden endet?

Ich fing an, mich nach und nach wieder an's Leben zu gewöhnen, das heißt, ich stand auf, kleidete mich an, verrichtete unbedeutende Geschäfte, ging schlafen und erwachte wieder, ohne Zweck, ohne Lust, ohne Aussicht. Da meldete man mir einen Fremden, der mich sprechen wollte. Mühlberg trat ein, sein Anblick weckte plötzlich die ganze Vergangenheit in mir auf. Er sah mich befremdet an; ich merkte wohl, daß er mich im ersten Augenblicke nicht erkannte; und mich freute dieser Beweis meiner zerstörten Gesundheit.

Wir sehen uns wieder, hob ich endlich an, und reichte ihm die Hand: Sie haben mich nicht gleich gekannt, nicht wahr?

Sie haben viel gelitten, mein Fräulein! erwiederte er: Und ich komme nicht, um Ihnen Trost oder angenehme Bothschaft zu bringen. Werden Sie mir mein trauriges Amt verzeihen? Mich faßte ein stiller Schauer; aber was konnte ich erfahren, das trauriger gewesen wäre, als was ich schon wußte! Haben Sie das Testament? antwortete ich. „Welches Testament? Ich habe nichts als einen Brief von dem Grafen.“ Einen Brief! O ge-

ben Sie, geben Sie schnell? Er hat mir noch geschrieben? Aber wie war das möglich, er war ja den letzten Tag viel zu schwach? „Ich weiß nicht, mein Fräulein, welch ein seltsamer Irrthum hier herrscht. Wehlau ist ziemlich hergestellt, und sendet mich —“ Er lebt? Er lebt? rief ich, und sank ohnmächtig in Mühlbergs Arme, der erschrocken nach Hülfe rief. Man brachte mich zu mir selbst. Es brauchte eine Weile, bis ich sprechen und fassen konnte, was mir Mühlberg zu sagen hatte. Langsam und vorsichtig fing er seinen Bericht an.

„Den Tag, an dem Sie Wiltenbach verließen, sahen alle mit Schmerzen dem Tode des Grafen entgegen; aber sey es, daß die heftige Gemüthsbewegung seine gesunkene Kraft aufregte, oder seine Jugend das Übel überwand, er sank gegen Abend in einen wohlthätigen Schlaf, den er seit seiner Krankheit nicht genossen hatte, und erwachte heiter und merklich gestärkt. Von diesem Tage an ging seine Besserung, obwohl mit langsamen Schritten, vorwärts. Die sinkende Jahreszeit, die innere Unzufriedenheit, die Mißverhältnisse in dem zwistigen Haushalte verzögerten seine Herstellung. Es kam zu Erklärungen, zu Auftritten, die seine Gesundheit auf's neue zu zerstören drohten. Endlich ward beschlossen, daß sie sich völlig trennen, die

Gräfinn zu ihrem Oheim zurück kehren, Wehlau aber seine Schwester, die seit einem Jahre Witwe ist, zu sich nehmen würde, die das Hauswesen führen und die Kinder erziehen sollte. Wehlau setzte seiner Frau einen sehr reichlichen Unterhalt aus, sah sie noch ein Mahl, und schied in großer Bewegung von ihr.“ Ich hatte mit wechselnden Empfindungen dieser Erzählung zugehört; das Ende ergriff mich seltsam, und erfüllte mich mit einer Art von Bangigkeit. Ich bath Mühlberg, fortzufahren. Er that es. Ich sah, daß er verlegen, ängstlich war, und mir fing an zu grauen.

Ich komme nun zu dem, was Sie betrifft, mein Fräulein, fing er an, und hoffe, Sie nicht weniger billig und gefaßt zu finden. Indem der Graf sich von der Schuldigen trennte, und so vor den Augen der Welt die ganze Last des Tadels auf sie wälzte, mußte er darauf bedacht seyn, selbst nicht die geringste Blöße zu geben; er mußte bereit seyn, jedes Opfer zu bringen, das sein zerstörtes häusliches Verhältniß und die Meinung der Welt, die niemand ungestraft beleidigt, ihm zur Pflicht machten. Er mußte nun entsagen, wo bereits die Stimme der Nachrede sich zu erheben, und die Augen der müßigen Neugierde — —

Enden Sie nicht! fiel ich ein: Ich verstehe

Sie. Ich soll, ich darf ihn nicht wieder sehen. Wir sind auf immer getrennt; das ist der Sinn Ihrer Rede.

Er schwieg. Ich stand auf. „Sagen Sie dem Grafen, er wird nie von mir hören.“ Ich ging an's Fenster.

Liebes Fräulein! sagte Mühlberg, indem er mir nachkam: Mißdeuten Sie Wehlau's edelmüthigen Entschluß nicht, glauben Sie nicht, daß er ihm wenig gekostet! Aber er ist es seinen Kindern, seiner Ehre, der Ihrigen schuldig. Unmöglich könnte er mit Ihnen in einem Hause leben und seine Leidenschaft beherrschen; unmöglich kann er dieser Leidenschaft nachgeben, und dann die Strenge rechtfertigen, mit der er seine schuldige Frau gerichtet hat.

„Es ist genug. Bemühen Sie sich nicht, mir zu erklären, was ich allzu wohl begreife! Ich kenne nun meine Pflicht. Leben Sie wohl, Mühlberg! Wir sehen uns n i e wieder. Ich kann für niemand aus diesem Hause mehr auf der Welt seyn!“

Er wollte noch reden; im Gefühle meines Unglücks, meiner Bitterkeit wandte ich mich von ihm. Er ging. Ich warf mich auf's Sopha, ich konnte nicht weinen; meine Brust war krampfhaft zusammen gezogen. O, der Wechsel von der höchsten

Freude zum empfindlichsten Schmerzen kam zu schnell! Verstoßen! Das war das einzige Wort, das unaufhörlich in meinem Innern tönte, der einzige Begriff, den ich zu fassen im Stande war. Jetzt wünschte ich mir meine Trauer um seinen Tod zurück. Wie viel lieber hätte ich den Todten beweint, als mich so kalt von dem Lebenden geschieden! Ich saß, in diese Gedanken verloren, lange wie träumend da; endlich fühlte ich, daß ich den Brief noch unerbrochen in der Hand hatte. Ich sah ihn an; mir graute, ihn zu eröffnen. Ich zitterte vor der Kälte, der strengen Gleichgültigkeit, die darin herrschen würde. O Marie! Was war das für ein Brief!

Die glühendste Leidenschaft und zugleich die reinste Tugend sprach daraus. Er gestand mir seine Liebe unverhohlen; er sagte mir, daß mein erster Anblick sein damahls so tief zerrissenes Herz wohlthätig berührt habe, daß er auf dem Balle sich des Eindrucks bald bewußt worden, den seine Erscheinung auf mich gemacht, und daß diese Beobachtung ihn noch inniger an mich gezogen habe. Ihm waren die Thränen nicht entgangen, die aus meinen Augen stürzten, meine Bewegung, mein Antheil an ihm. Aber die Stimme der Pflicht und Vernunft geboth ihm, diese werdende Neigung zu unterdrücken. So

blieb es denn, bis die Gefahr, in der ich schwebte, seine Aufmerksamkeit auf mich und seine Liebe wieder aufrief. Auf seinen Armen trug er mich aus dem brennenden Schlosse; und nur die gebiethende Nothwendigkeit riß ihn so schnell von meiner Seite. Diese Zusammenkunft hatte ihm gezeigt, wie theuer ich seinem Herzen war. Er beschloß, mit verdoppelter Kraft dagegen zu kämpfen; und fand mich zuletzt in seinem Hause. Nun fuhr er fort, mir die Geschichte seiner Empfindungen während unsers Zusammenlebens zu beschreiben. O, welche Schilderungen! Ich las sie mit tief erregter Seele, eine süße Trunkenheit bemächtigte sich meiner; sie wich bald dem ernsten Gefühle der Pflicht. Er kündigte mir seinen Entschluß an, er sagte nichts von dem, was er ihn kostete; aber er bath mich, ihn zu vergessen, und so glücklich zu werden, als ich es könnte. Mühlberg sollte ihm Nachricht von mir geben. Wenn es mir nicht gut ginge, dann sollte ich mich an ihn wenden; vor dem Rufe der Freundschaft müßte jede Rücksicht verstummen. Aber wenn ich glücklich oder nur zufrieden wäre, möchte ich seiner nicht gedenken.

Eine tiefe, dunkle Schwermuth herrschte in diesen letzten Zeilen. Mein Herz war gebrochen, aller gekränkte Stolz vergessen; denn er war unglück-

lich, und liebte mich noch. Jetzt bereute ich es bitter, Mühlberg so hastig fortgetrieben zu haben; ich nahm meinen Muth zusammen und schrieb an ihn. Der treue Freund verstand die Sprache meines Herzens, er kam in den nächsten Tagen. Er erzählte mir von Wehlau; er war sein Jugendfreund, sein Vertrauter von jeher gewesen. O welche schmerzlich süße Stunden genoß ich in diesen Unterhaltungen! Ich war geliebt, ich war es wie wenige Weiber, und ich sollte entsagen! Aber er hatte mir das Beyspiel gegeben, glänzend schritt er vor mir her auf dem Pfade der Tugend. Konnte ich weniger thun, als ihm nachfolgen? Und war nicht s e i n e Ruhe der Preis meines Opfers? Ja, ich entsagte, aber nicht mehr bitter und kalt. Mit feyerlicher Rührung, mit Thränen legte ich den Eid in Mühlbergs Hände ab, und bath für alle diese Opfer nur um den einzigen Trost, sein Bild. Es hängt, sehr wohl getroffen, in dem Vorzimmer seines Schreibcabinetts. Mühlberg hat mir versprochen, es für mich copiren zu lassen. So erwarte ich nun wieder in dumpfer Resignation, was das Schicksal weiter über mich beschließen wird.

**stadt im December.

Es eröffnet sich eine Aussicht, die alle Forderungen zu erfüllen scheint, welche ich jetzt noch an das Glück zu machen habe, Versorgung und ewige Entfernung aus meinem Vaterlande. Die Oberamtmänninn ist aus Hamburg gebürtig. Weitläufige Verwandte von ihr, ein Oheim ihrer Mutter, der Geschäfte an unserm Hofe hatte, mit seiner Frau, einer würdigen alten Matrone, sind gekommen, sie zu besuchen. Sie lernten mich kennen, gewannen mich lieb, und erfuhren von ihrer Nichte einen Theil meiner Geschichte. Die beyden Alten sind kinderlos und kränklich; sie haben mir das Erbiethen thun lassen, wenn ich mich entschließen könnte, meinem Vaterlande zu entsagen, so wollten sie mich an Kindes Statt annehmen. Was kann ich anders thun, als diesem sichtbaren Winke der Vorsehung folgen? Ich werde die gütigen Gesinnungen der edlen Littens benutzen, und mit ihnen gehen. In vierzehn Tagen ist ihre Abreise fest gesetzt. Unser Weg führt über **g; dort werde ich noch ein Mahl, zum letzten Mahl auf dieser Welt in deine Arme sinken, und dann auf ewig mich von allem losreissen, was mir theuer ist.

Sein Porträt habe ich erhalten; es gleicht so

sehr., daß ich erschrocken zurück fuhr vor dem düstern und doch so milden Ausdrucke dieser Augen. Einige Worte am Rande, von seiner Hand geschrieben, weihen mir dieß letzte, einzige Andenken eines treuen Freundes. Das ist alles, was ich besitze auf dieser Welt!

Hamburg im May 18—

Nach einer Abwesenheit von mehr als drey Jahren, die, wie ich dachte, ewig währen sollte, führt mein Schicksal mich dennoch wieder zurück. Ich soll mein Vaterland, ich soll dich wieder sehen. Ich soll die Luft wieder athmen, in der der Hauch desjenigen schwebt, den ich nicht nennen darf und nicht vergessen kann. Ach, Trotz allem, was die Vernunft dagegen sagt, schlägt dieß Herz dennoch vor freudiger Erwartung. Und weißt du, wohin wir reisen? Meine Briefe haben dich längst mit der immerwährenden Kränklichkeit meiner gütigen Pflegemutter bekannt gemacht, mit allem, was hier gerathen, versucht, und als unzulänglich verworfen worden ist. Nun sind die Ärzte auf eine Bade-Cur, mit Luftveränderung verbunden, gefallen. In ihrer Jugend hat Madame Littens, nach einer langen

Krankheit, das **Bad mit Erfolg gebraucht. Wir sollen also wieder dahin — dahin, wo alle Erinnerungen meines Lebens in Einen Punct zusammen laufen, wo mein Glück und Unglück begann! Wie wird mir seyn, wenn ich diese Gegenden wieder sehe?

Vorher werde ich dich noch umarmen; unser Weg geht, wie damahls über **g. Ach, wie freue und fürchte ich mich auf diese Reise!

**Bad im Junius 18 —

Da bin ich denn wieder! Nach beynahe sechs Jahren führt mich das Geschick auf denselben Punct zurück. Wie verändert, wie so ganz anders! Als ein junges, unerfahrnes Mädchen von siebzehn Jahren, mit offenen Sinnen, mit vollem fröhlichen Herzen kam ich zuerst hierher, und empfing hier in die noch neue Seele den Eindruck, der mein Loos für immer entschieden hat. Reif, mit mir und den Menschen nur zu bekannt, älter durch bittere Erfahrungen als durch die Jahre, den nie verheilenden Dorn im Herzen, sehe ich **Bad wieder! Es ist auch hier vieles anders geworden. Häuser sind entstanden, wo vorher freye Felder

lagen. Das stille Waldthal, das ich einst so gern besuchte, ist zur glänzenden Promenade geworden, wo die schöne Welt sich sammelt, und Frieden und stillen Genuß verscheucht. Die Natur, das Schöne ist zurück gedrängt, die Formen der Convenienz, die Spuren der steigenden Industrie, des Luxus erscheinen überall greller.

Doch muß ich die Nymphe der Quelle segnen, denn meine gute Madame Littens befindet sich merklich besser; und überhaupt gefällt es ihr und ihrem würdigen Gemahle so gut hier, daß ich glaube, es würde nicht viel Überredung bedürfen, um sie zu bewegen, den Rest ihrer Tage in meinem Vaterlande zuzubringen. Das thut meiner Vaterlandsliebe wohl, obgleich ich nie Gebrauch von dieser Stimmung machen und sie vermögen möchte, hier zu bleiben. Ach, für mich ist es je ferner je besser!

Ich wallfahrte täglich zu der bewußten Stelle im Park; dort setze ich mich auf die Bank, wo ich vor sechs Jahren zum ersten Mahl eine nie vergessene Gestalt sah. Alles wird mir wieder so lebendig, so neu; dann geht die ganze Folge der Begebenheiten wieder an mir vorüber, und nicht selten fließen meine Thränen diesen Erinnerungen. Warum mußte ich ihn kennen lernen? Warum

mußte diese Erscheinung mir begegnen, wenn ich schon, ehe ich sie noch erblickte, auf ewig von ihr geschieden war?

Wie lange unser Aufenthalt dauern wird, kann ich dir nicht bestimmt sagen. Die Besserung der guten Littens wird darüber entscheiden; doch glaube ich, daß vor mehreren Wochen oder Monathen nicht an die Rückreise zu denken seyn wird. Mir ist das alles gleichgültig, wenn wir nur auf dem Heimwege wieder **g berühren. Du hast diese Gleichgültigkeit, diese Apathie, wie du sie nanntest, an mir getadelt. Vielleicht hast du Recht. Der Mensch, so lange er in der Welt unter Menschen lebt, sollte sich als einen Mitbürger derselben, als ein wirkendes Glied der Kette fühlen. Kann ich dafür, daß außer den kleinen Diensten, die ich meinen verehrten Pflegeältern erweisen kann, und außer der Hoffnung, dich wieder zu sehen, nichts einen Werth für mich hat? Kann ich es ändern?

**Bad im Julius.

Meine Marie! Treue Freundinn und Theilnehmerinn meines langen Unglücks! Was habe ich dir zu erzählen, und wo werde ich Ruhe und Fas=

sung hernehmen, um dir mit gehöriger Ordnung die Begebenheiten der vorigen Tage zu berichten?

Vorgestern Nachmittags ging ich meinen gewöhnlichen Weg in den Park. Es war still und einsam im Garten, wie immer zu der Stunde, die ich mir zu meinem Spaziergange gewählt habe. Die Vergangenheit stand heute lebhafter vor meiner Seele als sonst; es war gerade ein Tag, der mich bestimmter in dieselbe zurück führte, der Geburtstag meiner lieben kleinen Amalie, der einst in Wiltenbach durch ein stilles Fest häuslichen, älterlichen Glückes gefeyert wurde. Alle die kleinen Anstalten, alle Begegnisse dieses Tages erneuerten sich vor meinem Geiste. So ging ich in Gedanken vertieft auf die Bank zu, die immer das Ziel meiner Spaziergänge ist, als ich auf einmahl einen Fremden dort erblickte. Eine ferne Ähnlichkeit machte mich im Innersten beben. Ich näherte mich, die Ähnlichkeit wuchs immer mehr. Endlich war ich ganz nahe, und, stelle dir mein Entzücken, meinen Schrecken vor! — es war Wehlau! Großer Gott! rief ich, ohne zu bedenken, daß er mich hören mußte, und wandte mich, um zu entfliehen. Er hatte meinen Schrey gehört, er drehte sich nach mir, stand auf, rief, Sophie! und blieb wie eingewurzelt stehen. Auch ich war nicht vermögend,

einen Schritt zu machen. Endlich näherte er sich mir. Er faßte meine Hand, eine heftige Bewegung hinderte ihn, sogleich zu sprechen. Nach einer Pause sagte er: Sie fliehen vor mir, mein Fräulein? „O nein! Weiß Gott, nein! Aber ich fürchtete — —“

Wir haben uns lange nicht gesehen! Wie ist es Ihnen in den drey Jahren gegangen?

„Ziemlich gut, Herr Graf! Ich bin versorgt —“

Vermählt? rief er schnell, und ich glaubte, ihn erblassen zu sehen.

Nein, nein! antwortete ich hastig: Ich bin bey sehr guten Menschen. Und nun beschrieb ich ihm meine ganze Lage bey Littens, die Ursache unserer Reise, meiner Hierherkunft u. s. w. Er hörte mit lebhafter Theilnahme zu, und erkundigte sich um jede kleine Veränderung oder Eigenheit meines Schicksals.

Er hatte mich indessen wieder zu der Bank zurückgeführt. Wir saßen nebeneinander, meine Hand lag in der seinigen; aber seinen Blicken zu begegnen wagte ich nicht.

Er sprach herzlich und wie ein alter Freund mit mir. Eines andern Verhältnisses wurde nicht erwähnt. Auf einmahl erblickte ich einen schwarzen Flor auf seinem Hute.

Sie trauern, Graf Wehlau?

Ich bin Witwer, sagte er ernst und langsam.

Ich kann dir nicht beschreiben, wie dieß Wort mich ergriff; ich konnte nicht sogleich antworten. Nur nach einer langen Pause löste mein überströmendes Gefühl sich in eine wehmüthige Betrachtung auf.

„Die Gräfinn ist todt! In dieser Blüthe der Schönheit und Jugend!“

Er erzählte mir mit zarter Schonung den ganzen Hergang. Ihr früher Tod war die Folge ihres unregelmäßigen Lebens gewesen. Ein Sturz mit dem Pferde (sie war eine wilde Reiterinn) hatte ihr eine gefährliche Brustkrankheit zugezogen; aber sie wäre sicher noch zu retten gewesen, wenn sie sich, nach den Vorschriften des Arztes, zu einer stillen ordentlichen Lebensweise hätte entschließen können. Sie that es nicht; ihr Zustand verschlimmerte sich, sie litt sehr durch heftige Schmerzen und eine immerwährende Kränklichkeit. Man gab die Hoffnung für ihre Erhaltung auf. Es war mir nicht möglich, fuhr Wehlau fort, als ich die nähern Umstände wußte, sie in dieser Lage in den Händen kalter, gleichgültiger Verwandten zu lassen. Ich reiste zu ihr und beredete sie, mit mir nach Wiltenbach zu gehen. Hier lebte sie noch drey Monathe, ruhiger und vielleicht deßwegen zufrie-

dener, als während ihres übrigen Lebens, und starb endlich, mit ihrer Familie, mit Gott versöhnt, in meinen und meiner Schwester Armen.

O, welch ein Herz, Marie! Welches Betragen gegen eine solche Frau! Ich war tief bewegt, und meine Thränen drangen hervor. Er verstand sie nicht. Ja! sagte er: Schenken Sie ihrem Andenken Thränen; sie verdient Ihr Mitleid! und dann, indem er meine Hand erhob und gen Himmel blickte: Es ist ein wahrer Spruch: Der Tod hat eine reinigende Kraft.

Ich fragte ihn hierauf nach seinen Kindern, nach Mühlberg; sie waren alle wohl, sie hatten meiner oft gedacht. Nur e r, e r, der das Glück von so vielen machte, war selbst nicht glücklich gewesen. Seine Gesundheit hatte sehr gelitten, besonders durch die Erschütterungen beym Tode seiner Frau; die alten Übel hatten sich wieder eingestellt, seine Wunden schmerzten ihn heftig, und er war hierher gekommen, um im Bade noch ein Mahl, wie vor sechs Jahren, Heilung zu finden.

Unter diesen Gesprächen war mehr als eine Stunde verflogen, ohne daß ich es bemerkt hatte. Endlich schlug die nahe Thurmuhr sechs; das war die Zeit, wo meine Pflegeältern ihren Thee

zu nehmen pflegten, den ich ihnen immer bereitete. Ich sprang auf und sagte ihm, daß ich ihn verlassen müßte. Er both mir seinen Arm; wir gingen, ziemlich langsam, keines schien das Ende des Ganges zu wünschen. Am Eingange der Allee kam uns Madame Littens mit zwey Fremden, die unser Haus öfters besuchen, entgegen; sie hatten mich vermißt, und im Park abhohlen wollen. Ich stellte ihr den Grafen vor; sie begrüßte ihn achtungsvoll. Einer der Fremden fing scherzend an: Madame Littens habe gleich vermuthet, als ich nicht nach Hause gekommen, daß ich wieder auf meiner Wallfahrt wäre.

Wallfahrt? fragte Wehlau.

Ich erröthete und schwieg. Er sollte am letzten hören, was mich täglich in den Park zog. Aber der Fremde ließ sich nicht irre machen. Er erzählte mit scherzhafter Geschäftigkeit, daß ich alle Tage regelmäßig in einer einsamen Stunde hierher käme, mich auf eine Bank da, am Ende der Allee, setzte — „und immer auf dieselbe, da links unten,“ sagte er; „und schon zwey Mahl mein Fräulein, sah ich Spuren von Thränen in Ihren Augen, wenn Sie zurück gingen.“

Meine Verlegenheit war außerordentlich. Meine gute Pflegemutter, die meine Geschichte zum

Theile kennt, suchte das Gespräch zu wenden; aber Wehlau hatte nur zu wohl verstanden. Sein dunkel glühender Blick traf mich von der Seite, er drückte meine Hand fest an seine Brust; ich zitterte und fühlte, daß mein Gesicht mit Purpur überzogen war.

Madame Littens lud den Grafen ein, sie nach Hause zu begleiten. Wir setzten unsern Weg fort; aber ich bemerkte, daß Wehlau zurück zu bleiben suchte. Keines von uns sprach, und als jene weit genug voraus waren, um uns nicht mehr hören zu können, blieb er plötzlich stehen, wandte sich zu mir, und sagte mit innigem Tone: Sophie! So haben Sie die alten Zeiten nicht ganz vergessen?

Ich zitterte; meine Thränen brachen hervor.

„Warum haben Sie mich in drey langen Jahren ohne alle Nachricht gelassen?

Ich ehrte Ihren Befehl, Herr Graf! Ich sollte todt für Sie seyn.

„Und meine Angst, meine Trauer um Sie haben Sie nicht bedacht! Sie haben Ihr Wort streng gehalten!“

Ich war versorgt; warum sollte ich Ihre Ruhe stören, die mir theurer ist als mein Leben?

O Sophie! rief er: Du liebst mich noch!

„Konnten Sie daran zweifeln?“ Er schlang sei-

ne Arme um mich; ich sank verstummend an seine Brust.

„Sophie! Du kannst jetzt mein werden! Willst du es auch?“

Ich will alles, was Sie glücklich machen kann!

„Mein Weib, Mutter meiner Kinder — “

Dein, auf ewig dein! rief ich. Wir hielten uns schweigend umfaßt; es waren heilige Augenblicke, in denen alle Leiden der Vergangenheit versanken.

Wehlau erinnerte sich zuerst, daß wir nicht allein waren. Er both mir den Arm, wir folgten den Übrigen, die wir am Eingange des Gartens auf uns wartend fanden. Wehlau's Zustand, der ihm nicht erlaubte, schnell zu gehen, mußte unser Zurückbleiben entschuldigen. Es war auch mitunter so; aber Madame Littens sah mich forschend an, und meine Bewegung konnte ihr nicht entgehen.

Wir kamen nach Hause. Herr Littens zeigte große Freude, den Grafen kennen zu lernen. Überhaupt behandelten ihn diese würdigen Menschen mit einer so freundlichen Achtung und zugleich mit so viel Herzlichkeit, daß ich wohl merken konnte, sie erriethen zum Theile, was zwischen uns vorgegangen war. O, welch ein schöner Abend war dieß nach drey so schmerzlichen Jahren.

Gestern Morgens kam Wehlau wieder. Er

entdeckte meinen Pflegeältern seine Gesinnungen, seine Wünsche. Ich sah wohl, daß der Gedanke, mich zu verlieren, ihnen bitter war; aber die Rücksicht auf mein Glück überwog jedes selbstische Gefühl. Knieend, wie vor eigenen geliebten Ältern, empfing der edle Wehlau meine Hand aus der ihrigen; sie segneten uns, wir waren ihre Kinder. Nun wird Wehlau in sie dringen, daß sie ihren halb entworfenen Plan ausführen, und sich in unserm Vaterlande ankaufen. Ich werde meine holden kleinen Engel wieder sehen, sie werden mein seyn, mein durch den heiligsten Nahmen, der mir das Recht gibt, mein Leben und alle meine Kräfte für ihr und ihres Vaters Glück zu opfern. Alle Leiden, alle Opfer sind vergessen. Er ist mein! Und eine himmlisch schöne Zukunft lacht mir entgegen!

Inhalt.



